

LOUIS PENDLETON • DIE UNSICHTBARE MACHT

Louis Pendleton

DIE
UNSICHTBARE
MACHT

Ein Jenseitsroman

SWEDENBORG-VERLAG ZÜRICH

Aus dem Englischen übertragen von
Marcella Wodaege
Originaltitel: The invisible Police,
New Church Press, New York 1932

Auflage 2010
© Swedenborg-Verlag Zürich 1973
Gesamtherstellung Swedenborg-Verlag

ISBN: 978-3-85927-142-5

VORWORT DES HERAUSGEBERS ZUR ERSTEN AUFLAGE

VOR MEHR ALS 40 JAHREN IN NEW YORK ERSCHIENEN, gelangt Pendletons spannender Jenseits-Roman endlich auch in die Hände der deutschen Leser. Indem wir dies sagen, zögern wir schon; denn die Manuskripte zweier deutscher Übersetzungen liefen schon seit Jahrzehnten durch die Reihen der neukirchlichen Gemeinden, zumal sich der Autor bei ihnen bereits durch seinen ersten Jenseits-Roman »Das hochzeitliche Kleid« einen Namen gemacht hatte. Leider krankten aber diese Übersetzungen an ihrer zu großen Wörtlichkeit, so daß ein Druck erst nach gründlicher Überarbeitung in Frage kommen konnte.

Frau *Marcella Wodaeye* hat nun diese keineswegs leichte Aufgabe übernommen und mit großem Geschick gelöst. Ihr sei daher an dieser Stelle vor allem gedankt.

Der Autor ist ein überzeugter Anhänger *Emanuel Swedeborgs*, dessen umfangreiche Werke über das Leben nach dem Tode und die jenseitige Welt er gründlich studiert hat. Man glaubte dem schwedischen Naturforscher und Seher oft den Vorwurf machen zu müssen, er sei zu abstrakt, seine Darlegungen seien für Gelehrte eher verständlich als für gewöhnliche Leser. Darüber läßt sich streiten. Aber zweifellos lag Swedeborg mehr daran, die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der übersinnlichen Welt und unserer nachtodlichen Existenz aufzuzeigen und theologisch zu begründen, als sie an Einzelfällen menschlicher Schicksale zu demonstrieren—was er aufgrund seiner fast drei Jahrzehnte langen Schau ohne Mühe gekonnt hätte.

Pendletons Verdienst ist es, die – keineswegs bei allen Lesern bestehende – Kluft überbrückt zu haben. Möchten

recht viele auf diese Weise Zugang zur Schau Swedenborgs gewinnen, die dem nach neuen, glaubwürdigeren Vorstellungen von den »Letzten Dingen« – Tod, Auferstehung, Gericht, Wiederkunft Christi usw. – Suchenden so vieles zu bieten hat.

In erster Linie zu nennen wären hier Swedenborgs bekanntestes Werk »Himmel und Hölle« und »Vom Jüngsten Gericht«.

VORWORT DES HERAUSGEBERS ZUR ZWEITEN AUFLAGE

DIE ZWEITE AUFLAGE DIESES GERN GELESENEN JENSEITSROMANS profitiert von den verbesserten technischen Möglichkeiten der Hausdruckerei des Swedenborg-Verlags. Die erneute Durchsicht der Übersetzung aus dem Amerikanischen ergab, daß die inzwischen in hohem Alter verstorbene Übersetzerin so vorzügliche Arbeit geleistet hat, daß es nichts zu verbessern gab außer ein paar Druckfehlern.

I. KAPITEL

EHE ANDERE, AUFREGENDERE NEUIGKEITEN BIS IN JEDEN Winkel des Schiffes gedrungen waren, bildeten Sylvia und ihre beiden so verschiedenartigen Verehrer den Gesprächsstoff der neugierigen Mitpassagiere. Dieses schöne Mädchen war allen ein Rätsel. Warum – so fragte man sich – zeigte sie diese offenkundige Gleichgültigkeit gegen den fröhlichen und hübschen jungen Mann? Warum interessierte sie sich so freimütig und eifrig, ja fast begierig für die Unterhaltung des Anderen, der mindestens fünfzehn Jahre älter und nach der Meinung der Vorüberschleudernden nicht einmal besonders anziehend war? Übermäßig wohlhabend schien er auch nicht zu sein. Reizte sie die überlegene Intelligenz – oder lediglich jene geheimnisvolle Ausstrahlung des anderen Geschlechts, die dem oberflächlichen Beobachter oft so unerklärlich erscheint?

Das Erstaunen wuchs, als man erfuhr, daß der ansehnliche junge Mann, Ralph Gibson, ein alter Bekannter von ihr war und zudem der glückliche Erbe eines großen Vermögens. Den Arzt Philip Wallace hingegen hatte sie erst auf dieser Fahrt kennengelernt. Den Zuschauern erschien Gibson als ein Muster der jungen Elite seines Landes, und daß dieses alberne Mädchen die einmalige Gelegenheit nicht sogleich beim Schopf faßte, spottete geradezu jeder Beschreibung.

Sylvia, in ihr wollenes Plaid gehüllt, hatte sich in ihrem Deckstuhl zurückgelehnt und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit Philip Wallace zu. Keiner von ihnen hatte auf den Stoß geachtet, der das Schiff erschütterte, während der

Arzt in seiner bescheidenen und zurückhaltenden Art von seinen Forschungen erzählte:

„Ich habe lange gehofft, daß ich mein Ziel erreichen würde. Aber nun, nach all diesen mühevollen Jahren, beginne ich doch daran zu zweifeln.“

Er seufzte, und seinen dunklen, freundlichen Augen sah man deutlich an, wie schwer es ihm wurde, sich darein zu ergeben.

„Ich muß oft an eine Stelle bei Euripides denken“, fuhr er fort. „Manch Unverhofftes wird von den Göttern vollendet, doch dem *Ersehnten* gewähren sie keine Erfüllung... Selbstverständlich habe ich auch meinen Anteil am ‚Unverhofften‘ gehabt – aber, was ich mir am sehnlichsten wünschte –“

„Hofften Sie, viel Geld damit zu verdienen?“ warf Gibson dazwischen. Irgendwie schien der Sinn dieser Frage nicht mit dem Fluidum seines arroganten Auftretens übereinzustimmen.

„Nein, das nicht“, antwortete Wallace, „aber ich hoffte doch, manches Gute für die leidende Menschheit zu bewirken.“

Gibson lachte, und eine gewisse Geringschätzung glomm in seinen harten blauen Augen auf.

„Dann müssen Sie ja eine ganze Menge Aktien und Obligationen besitzen“, meinte er, „wenn Sie Zeit und Kraft an zweifelhafte Erfindungen verschwenden können, bloß um der Menschheit zu helfen.“

„Nun, was das betrifft – ich habe nur ein mäßiges Einkommen und wenig Ersparnisse.“

„Ich glaube, er ist ein bißchen verrückt“, flüsterte der junge Mann dem Mädchen zu, als sich der Arzt erhob, um seinen Liegestuhl bequemer zu stellen.

„Mußt Du immer nur an Geld denken?“ gab Sylvia vorwurfsvoll zurück.

Gibson lachte selbstgefällig:

„Wenn ich nicht immer an Geld dächte, müßte ich jetzt im Zwischendeck fahren, was wohl auch Du nicht allzu nett fändest, nicht wahr?“

„Aber wenn wir nicht solche Sklaven des äußeren Komforts wären, fänden wir das Zwischendeck wahrscheinlich viel interessanter als die erste Klasse“, meinte Wallace, als er sich wieder hinsetzte. „Zweifellos herrscht da unten weit weniger Zynismus und mehr vertrauensvolle Ergebung in das Schicksal.“

„Und unsäglich schlechte Luft!“

„Sie wissen doch, was im Neuen Testament berichtet wird: Jesus fand für sich und seine Lehre mehr Interesse bei den sogenannten unteren Schichten sowie bei den Zöllnern und Sündern, als bei der selbstzufriedenen Klasse der Reichen und Pharisäer... Wenn er heute wiederkäme, so würde er wahrscheinlich im Zwischendeck nach Anhängern suchen – denn hier oben würde ihm wohl niemand glauben, und die meisten würden ihn für einen Schwindler halten.“

„Na, hören Sie mal – ist das nicht ein bißchen bolschewistisch angehaucht?“ Gibsons Augen bekamen einen Ausdruck, der nicht zu seinem konventionellen Lächeln passen wollte. „Wissen Sie: ein Köter kann ja ganz nett sein, wenn er da bleibt, wo er hingehört – aber sogar wenn er hübsch ist, sauber muß er wenigstens sein.“

„Ralph! Kannst Du überhaupt einmal ernst sein?“

„Eigentlich müßtest Du wissen, daß ich es kann – wenn's der Mühe wert ist.“

Das Aufblitzen seiner Augen beunruhigte Sylvia, ein unangenehmes Gefühl stieg in ihr auf, und so war sie erleichtert, als der junge Mann fröhlich verkündete:

„Ach, Leute – Ihr seid mir zu trübsinnig! Und alles andere ist mir auch verleidet: das Kartenspielen im Rauchsalon ist mir über, der Alkohol hat seinen Reiz verloren, und das Orchester im Foyer macht mich allmählich krank! Und

sonst ist mir überall ein viel zu großes Gewühl von mäßig verlockenden Damen, die es auf mich abgesehen haben. Ich werde mich zurückziehen und ein Nickerchen machen.“

Mit diesen Worten nickte er Sylvia noch einmal zu und schlenderte das Deck entlang. Sein Lächeln verblaßte, und der Blick, den er einer vorüberfliegenden Möve nachsandte, war alles andere als wohlwollend.

„Dieses hochmütige Ding wird mir schon noch gehören“, murmelte er und ballte unwillkürlich die Faust. „Ich habe noch immer meinen Willen durchgesetzt...“

Sylvia hatte sich unterdessen wieder Philip Wallace zugewandt. Voll Teilnahme blickte sie ihn an und sagte zögernd:

„Ich spüre soviel Traurigkeit in ihrem Wesen. Hängt es damit zusammen, daß Ihre Erfindung eine – eine Enttäuschung ist?“

„Es kommt noch einiges hinzu“, bekannte er ebenso zuversichtlich. Es hat schon auch mit meinen Forschungen zu tun, aber das Entscheidende geschah zwischen meiner Frau und mir.“

Tiefer Schmerz, fast eine brennende Qual, gruben sich einen Augenblick lang in seine Züge.

„Wie meinen Sie das?“

„Ach, ich nahm mir halt viel zu viel Zeit für meine Arbeit und kümmerte mich zu wenig um Helen. Sie wünschte sich ein heiteres, geselliges Leben – und ich hasse so etwas.“

„Aber Sie haben sie doch sicher zuweilen ausgeführt?“

„O ja, sogar oft!“

„Na und? Was wollte sie mehr?“

„Sie glaubte eben immer, ich wäre allzu sehr beansprucht von meiner hirnverbrannten Idee und hielt das für Selbstsucht.“

„Aber wenn sie doch um Ihr Ziel wußte, und daß es etwas Gutes bewirken sollte – dann hätte sie Ihnen doch vielleicht sogar dabei helfen können?!“

„Aber nein, das war bei einem Menschen ihrer Art wohl kaum zu erwarten! Aber wenn *ich* klüger gewesen wäre – denn zweifellos lag Egoismus in meiner Abkapselung – , so hätte ich vielleicht mein Glück erhalten können, denn ich glaube, am Anfang liebte sie mich wirklich.“

Er starrte eine Weile über die auf und abschwellende Dünung des Ozeans, bevor er weitersprach:

„Ein hübscher junger Bursche mit künstlerischen Neigungen stahl mir ihre Liebe, und sie ging mit ihm auf und davon. Ich leitete möglichst unauffällig die Scheidung ein und versicherte mich, daß sie heirateten. Auch Geld habe ich ihr regelmäßig geschickt – sie hätte sonst Not gelitten, denn ihr jetziger Mann kann ihr nur ein sehr unsicheres Leben bieten mit seiner sogenannten ‚freien Kunst‘. Meine Hilfe nimmt sie jedenfalls dankbar an – er nur mit beträchtlichem Spott, weil er sich einbildet, es müsse für mich eine große Ehre sein, seine ‚Kunst‘ unterstützen zu dürfen... Diese Sorte Mann ist er. Sie können sich vorstellen, daß sie nicht auf Rosen gebettet ist. Übrigens habe ich sonderbarerweise seit längerer Zeit nichts mehr von ihr gehört.“

„Aber – Sie lieben sie immer noch?“

„Ja, und ich glaube, das wird sich nicht ändern. Sie ist abends mein letzter Gedanke und morgens mein erster. Mein Schmerz ist immer wach. Besonders in den frühen Morgenstunden und auch spät abends werde ich von anklagenden Gedanken verfolgt. Dann rufe ich mir fortwährend meine Unterlassungssünden vor Augen und sehe mich als eigensüchtiges Biest. Oft...“

Er brach plötzlich ab, doch Sylvia ergriff impulsiv seine Partei:

„Ich bin überzeugt, daß Sie höchst ungerecht gegen sich selber sind ... Und doch kann ich Sie gut verstehen!“

Sie zögerte – dann aber zeigte sie eine freimütige, ja fast unwiderstehliche Bereitschaft, Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten:

„Ich – ich trage auch einen großen Kummer mit mir herum“, sagte sie leise, während ihre Augen einem vorübergleitenden Schiff am fernen Horizont folgten. Ihre Stimme schwankte:

„Ich ließ den Mann, den ich liebte, im Stich, als er in Not geriet.“

Wallace sah sie überrascht an:

„O – dann ist es ein Anderer, und dieser junge Gibson hat keine Chance?“

„Nicht die geringste – das habe ich ihm oft genug gesagt!“

Ihre Stimme wurde bei diesen Worten fast scharf und ungeduldig; dann fuhr sie rasch fort, ihm auseinanderzusetzen, daß sie kurz vor der Europareise mit Ihrer Tante sich mit Wilbert Beverley, einem jungen Rechtsanwalt, verlobt hatte.

„Er hatte noch schwer zu kämpfen – aber, ach, er ist wirklich der Liebste und Beste... Wir waren unendlich glücklich und hatten uns vorgenommen, die Verlobung erst nach der Winterreise meiner Tante bekanntzugeben. Sie ist wohlhabend, und ich bin ihr sehr zu Dank verpflichtet. – Außerdem ist sie gegen diese Heirat, weil Wilbert noch zu wenig verdient.“

„Die alte Geschichte, die meistens gut endet“, warf Wallace ein, als Sylvia eine Pause machte – sichtlich überwältigt von einem Schmerz, für dessen Ausmaß er eigentlich keinen Grund sah.

„Ein Mann, den Sie lieben, wird sicher auch von Ihrer Tante akzeptiert werden“, versicherte er ihr.

„Vielleicht – wenn nicht inzwischen etwas Schreckliches passiert wäre. Ich scheue mich fast, Ihnen von diesem gräßlichen Unglück zu erzählen, dessen Opfer wir gewor-

den sind. Gerade als unser Schiff abfahren wollte, kam die Nachricht, daß Wilbert unter dem Verdacht festgenommen worden ist, in seinem Büro eine junge Frau ermordet zu haben.“

„Seine Sekretärin?“

„Nein, nein! Beide, er und die Angestellte, waren gerade fort. Die Tür muß zufällig nur angelehnt gewesen und das Opfer wahrscheinlich hereingeschleppt worden sein, um den Verdacht auf jemand anderen zu lenken... Als Wilbert zurückkam, fand er eine junge Frau auf dem Boden liegend – tot...“

Sylvia bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und tat schauernd einen tiefen Atemzug.

„Ich erfuhr erst später, daß Wilbert gar nicht in seinem Büro gewesen war, als es passierte. Wir hörten erst kurz vor der Ausfahrt des Schiffes von seiner Verhaftung und der Anklage. Ich erklärte sofort, daß ich wieder an Land wollte – aber meine Tante sträubte sich! Sie hängt sich an mich und wurde hysterisch. Und anstatt mich loszureißen und sofort über den Laufsteg zurückzurennen, versuchte ich, ihr gut zuzureden. Ich würde den Freunden in Southampton telegraphieren, sie dort abzuholen... Aber bevor ich ihre Hände abgestreift hatte, fühlte ich, wie das Schiff sich bewegte.“

„Aber liebes Kind, es war wirklich eine schwere Entscheidung zwischen zwei Pflichten! Sie haben bestimmt alles getan, was Sie konnten!“

„Ich habe Ihnen ja noch nicht alles erzählt“, jammerte Sylvia. „Selbst während ich darum kämpfte, mich loszureißen und meine kränkliche Tante zurückzulassen, war ich einfach nicht fähig, eine klare Entscheidung zu treffen. Es kam alles so wahnsinnig schnell, und ich bin in Krisen schon immer schwankend gewesen, einfach unfähig, plötzliche Entscheidungen zu treffen. Es schien mir, als...“

„Wahrscheinlich war es unter diesen Umständen einfach zuviel verlangt“, redete ihr Wallace ernstlich zu, „obgleich manches davon abhing, bis zu welchem Grade Ihre Tante Sie wirklich nötig hatte – auf der Reise oder später. Und ihm hätten Sie ja nur durch Ihr Mitgefühl helfen können – und das konnte ihm auch durch Telegramm oder später durch einen Brief übermittelt werden. Jeder wird verstehen, daß Sie sich nicht derart plötzlich losreißen konnten. Ich glaube, Sie haben sich über Gebühr mit Ihrer vermeintlichen Schuld abgequält.“

„Aber Sie verstehen mich immer noch nicht richtig. Er brauchte mich dringend. Er – er – ist daran zerbrochen!“

„Das soll doch nicht etwa heißen, daß er überführt worden ist?“

„O nein! Er hatte sogar ein einwandfreies Alibi! Die Anklage wurde zurückgezogen. Aber sehen Sie, er war schon vorher am Rande eines Nervenzusammenbruchs infolge Überarbeitung – überarbeitet für mich!“

Sie wurde von unterdrücktem Schluchzen geschüttelt, und Wallace legte beruhigend seine Hand auf die ihre. Mit sichtlicher Anstrengung sprach sie weiter:

„Man brachte ihn in ein Sanatorium, aber es wurde immer schlimmer mit ihm. Er hat zuzeiten die Vorstellung, daß er hingerichtet werden soll und schreit dann verzweifelt: ‚Sie kommen, sie bringen mich auf den elektrischen Stuhl!‘ Es ist furchtbar! Als das Telegramm die Nachricht brachte, daß er freigesprochen worden sei, beruhigte ich mich und beschloß, den Winter über bei meiner Tante zu bleiben... Aber jetzt, nachdem ich alles geordnet habe, bin ich auf dem Wege zu ihm – hoffentlich kann ich ihn gesundpflegen.“

„Und dann können Sie alles wieder gutmachen – wenn Sie wirklich Grund haben, sich irgend etwas vorzuwerfen.“

„Aber ich fürchte, daß nach so langer Zeit seine Heilung zweifelhaft geworden ist. Wenn ich bei ihm gewesen

wäre, als er mich wirklich brauchte, wäre er wahrscheinlich gar nicht zusammengebrochen.“

„Jedenfalls sehen Sie nun Ihren Weg ganz klar vor sich. Mehr können Sie im Augenblick nicht tun. Hoffen und glauben Sie nur das Beste – und schöpfen Sie darin immer wieder erneuten Mut.“

„Ich will es versuchen.“

„Es ist doch sonderbar“, sagte Wallace, als ihm seine eigenen Erlebnisse in den Sinn kamen, „wie uns zuweilen die begangenen und die Unterlassungssünden unbarmherzig, ja fast boshaft verfolgen. Es gibt da Zeiten, in denen die Geister einer Vergangenheit, die ich tief bereue, aufstehen und mich anklagen und verspotten – immer abwechselnd – , hauptsächlich in schlaflosen Nächten, oder gegen Morgen, kurz vor dem Aufwachen. Wenn diese Geister mich hetzen, verliere ich jedes Fünkchen Selbstvertrauen und Hoffnung – und diese beiden halten uns ja aufrecht... Aber nach einem Bad und einer Tasse Kaffee fühle ich mich dann wieder besser und stelle fest, daß die Dinge doch nicht ganz so schlimm sind und daß ich noch erhobenen Hauptes durch meinen Tageslauf gehen kann. Wenn auch – „er lächelte matt und seufzte leise, „wenn auch durch diese äußeren Maßnahmen nur eine Art Pseudotrost erreicht wird.“

Sylvia sah ihn freundlich an:

„Ja, ich kenne alle diese Depressionen gut – und auch die segensreiche Erleichterung, die barmherzigerweise darauf folgt.“

Eine gewisse Beruhigung hatte den Aufruhr in ihrem Inneren abgelöst. Sie sprachen nun nach einer kleinen Pause von anderen Dingen: von der glitzernden See, von dem strahlenden Himmel, dem schönen großen Schiff. Dann, ernster, von tödlichen Unterwasser-Torpedos, die im Kriege urplötzlich Katastrophen auslösten, und von sonstigen Explosionen auf großen Schiffen – und sie waren beide der Meinung, daß ein so wunderbarer Dampfer, wie ihre

„Atlanta“ so sicher sei, wie überhaupt nur möglich – o ja, vollkommen sicher!

„Wir müssen bald hineingehen, es wird kühl“, meinte Sylvia, und zog ihre Decke höher hinauf.

Das Meer und der Himmel hatten sich verdunkelt und Nebel kroch feucht über ihre Gesichter. Eine tieffliegende Möve kreischte klagend, als wehre sie sich gegen das heraufziehende Unwetter. Kein Lufthauch war zu spüren; nur ein schwaches Geräusch von den Wetterschutzvorhängen. Doch auch dieses verlor sich in den schwarzen Rauchwirbeln, die von den riesigen Schornsteinen ausgespien wurden. Dahinter verbargen sich allmählich die Gegenstände auf dem Deck, und der Matrose auf dem Ausguck, der fröstelnd die Hände in die Taschen seines Regenmantels gesteckt hatte, wurde in der zunehmenden Dunkelheit zu einem Schemen.

„Ich weiß gar nicht“, sagte Wallace plötzlich schläfrig, „warum ich geradezu überfallen werde von jenem düsteren spanischen Sprichwort: „Das Haus ist fertig und der Tod zieht ein.“

Wieder dieser geisterhafte Ton – wie ein leiser, resignierter Seufzer einer aufblitzenden Vorahnung.

Jetzt mußten sie wirklich hineingehen... Aber sie hatten sich noch nicht ganz erhoben, als es geschah: ein jäher, ungeheurer Stoß aus dem Innern des Schiffes – Entsetzensschreie, die sich mit dem Krachen vermischten, als ob viele Geschütze auf einmal abgefeuert würden – ein riesiger schwarzer Ausbruch, beleuchtet von grellem Licht – ein kurzes Schmerzgefühl und die verworrene Empfindung, als wenn sich alles auflöste und emporgeschleudert würde – dann traumlose Nacht...

II. KAPITEL

ALS SYLVIA ZÖGERND DIE AUGEN ÖFFNETE, NAHM SIE zunächst die bekannte Umgebung wahr: Himmel und Wasser, das Schiffsdeck und die Passagiere. Bei genauerer Betrachtung bemerkte sie jedoch einige Veränderungen: der Himmel hatte sich aufgeklärt, und an Deck war weniger Hin und Her zu beobachten. Man stand in Gruppen an der Reling und unterhielt sich. Sie selbst fühlte sich ganz besonders erquickt und spürte eine Leichtigkeit, wie noch nie auf dieser Fahrt – oder vielleicht sogar in ihrem ganzen Leben? Die lange Gestalt von Philip Wallace bewegte sich eben in seinem Liegestuhl neben ihr.

„Sie auch?“ lachte sie, als ihre Augen sich trafen. „Wir haben beide geschlafen. Wie drollig!“

Wallace unterdrückte ein Gähnen und sah sie mit Wohlgefallen an.

„Und was für einen hübschen Traum ich hatte!“ erzählte sie ihm. „Ich erinnere mich nur nebelhaft, aber es war ganz reizend. Mir schien, als läge ich irgendwo – ich weiß nicht mehr genau, wo, aber vielleicht hier in diesem Liegestuhl – , zwei entzückende Wesen saßen neben mir und schauten auf mich herab. Sie lächelten auf eine ganz eigene Art und schienen mich ganz sacht zu berühren. Mir kam es vor, als seien sie die besten Freunde, die ich je gehabt – als hätten sie mich lieb und ich sie auch. Es war ganz bezaubernd, in ihre freundlichen und hübschen Gesichter zu sehen. Und ihre Stimmen klangen wie Musik, als sie mir wunderbare Dinge erzählten – aber ich kann mir jetzt kein Wort mehr zurückrufen. Seltsam, nicht wahr?“

„Das ist tatsächlich sonderbar“ warf Wallace ein. „Ich hatte genau denselben Traum, und er löste sich in denselben Nebel auf wie Ihrer.“ Grübelnd wanderte sein Blick zum fernen Horizont, ehe er weitersprach: „Ich überlege mir gerade, ob es im Traum so etwas wie eine unwillkürliche Telepathie gibt – denn, nicht wahr, in alledem liegt doch so eine Art Gedankenübertragung...“

„Meinen Sie damit, daß meine Traumsphäre in Ihre überging?“

„Vielleicht – vielleicht aber auch umgekehrt...“

In diesem Augenblick kam Ralph Gibson über das Deck auf sie zu, und Sylvia sah ihn lachen.

„Stellt Euch vor“, sagte er, als er vor ihnen stand und seine Heiterkeit sich gelegt hatte, „es geht das Gerücht um, daß die ‚Atlanta‘ in die Luft geflogen sei! Dieses Schiff hier wäre ein anderes, ein ganz ähnliches, aber eben nicht dasselbe. Und wenn ich bedenke, daß ich solch ein Schauspiel einfach verschlafen habe – wie schade!“

Seine Heiterkeit war so ansteckend, daß Sylvia mitlachen mußte.

„Ralph, was für Späße Du machst!“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Es ist natürlich ein Witz – aber ich bin nicht verantwortlich dafür. Eben hörte ich sogar, daß einige Passagiere vermißt werden – und wenn Offiziere und Mannschaften sich auch nicht viel von denen unterscheiden, mit denen wir in See stachen, so sind sie doch nicht mehr dieselben. Was sagen Sie dazu: eine Explosion auf hoher See, ein Umsteigen auf ein anderes Schiff – und keine Zeugen!“

„Es muß so etwas wie eine Explosion gegeben haben, scheint mir“, sagte Wallace ernst. „Zum mindesten habe ich eine undeutliche Erinnerung an einen fürchterlichen Knall und ein gewaltiges Hochgeschleudertwerden.“

„Ja“, stimmte Sylvia zu, „ich erinnere mich jetzt auch ganz schwach – kurz bevor wir beide einschliefen und träumten...“

„Ihr habt beide geschlafen und geträumt? Na, glaubt mir nur, die ‚Erschütterung‘ oder ‚Explosion‘ war Teil Eures Traums“, versicherte Gibson.

„O ja, das wird es wohl gewesen sein!“ beruhigte sich Sylvia.

„Natürlich scheint niemand diesem verrückten Gerücht Glauben zu schenken“, meinte Gibson belustigt. „Die Leute, die es mir berichteten, lachten auch. Ich möchte nur wissen, wie so ein Gerücht überhaupt entstehen konnte. Ich will mal versuchen, ob ich’s herausbekommen kann und werde Euch dann Bericht erstatten.“

Mit diesen Worten machte er sich auf den Weg, und Sylvia wandte sich Wallace zu, der wie geistesabwesend auf den Ozean starrte. Das Mädchen lachte leise:

„Sie sehen so ernst drein, als glaubten Sie diese Geschichte.“

Er erwiderte ihr Lächeln, aber sein Ernst schwand dabei nicht: „Dieses seltsame Gerücht bringt mich auf interessante Gedankengänge. Wenn wir bei einem Schiffbruch ums Leben gekommen wären und in einer Art Existenz wieder zu Bewußtsein kämen, dann wäre es zunächst vielleicht gar nicht so verschieden von – von diesem...“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, wenn wir zu einem neuen Leben erwachten, würde alles so real sein wie das, was wir hinter uns ließen.“

„Sie meinen doch nicht etwa, daß wir nach unserer – unserer Auferstehung uns wieder in einen Deckstuhl lehnten – und dort wäre der Ozean, und hier dampfte das Schiff seinem Hafen zu, genau wie vorher?“

Sie unterdrückte ein Lachen, das ihr wohl eines so ernstesten Gegenstandes nicht würdig schien, aber es bildeten sich Grübchen auf ihren Wangen.

Wallace nickte ihr zu: „Doch, ungefähr so, oder doch ähnlich. Wenn man schon ein künftiges Leben annimmt, dann fordert die Vernunft geradezu, daß es ein reales Leben ist.“

„Meine Einbildungskraft geht da aber ganz andere Wege. Ich stelle mir vor, daß der vom Körper losgelöste Geist nach einer derart ungeheuren Katastrophe, wie es eine Explosion auf hoher See nun einmal wäre, sich aufwärts schwänge und nebelartig in ätherische oder geistige Regionen entschwebte... Entschuldigen Sie meine ungeschickten Worte, aber ungefähr so sieht meine Vorstellung vom Leben der leiblosen Seele tatsächlich aus. Ich gebe zu, daß sie ziemlich schemenhaft und dürftig ist.“

„Schemenhaft ist wirklich das richtige Wort dafür – und dieses konventionelle Bild von der ‚unsterblichen Seele‘ wird wohl ganz und gar falsch sein. Wenn man schon eine Existenz der Seele nach dem Tode zugibt, dann muß sie doch auch eine Hülle oder einen ihr gemäßen Körper haben; und alles um sie herum muß mehr oder weniger den Dingen des irdischen Lebens gleichen, sonst wäre es ja nur ein halbes Leben – ein trauriger Schwindel, möchte man fast sagen...“

„Dann glauben Sie also ganz fest an ein anderes, ganz reales Leben?“

„Nun – ich habe auch Augenblicke voll furchtbarer Zweifel, und sicherlich kennt jeder diesen Zustand tiefer Depression – aber meistens glaube ich daran. Der normale Mensch schreckt vor dem Gedanken zurück, daß ein bedeutender Mann oder eine schöne Frau für immer ins Nichts versinken sollte, wie die Flamme einer ausgeblasenen Kerze. Das scheint einfach unglaublich...“

„Und doch scheinen manche Menschen gerade das zu wünschen.“

„Aber doch nur, wenn sie nicht mehr sie selbst sind, wenn ein großer Kummer sie lähmt, oder wenn sie sich verlassen und ohne Hoffnung vorkommen.“

Sylvia seufzte.

„Das ist ein weites, weites Feld, und die Schwierigkeit ist, daß so vieles gänzlich über unseren Horizont geht.“

„Ja, das stimmt. Aber trotz allem: ein zukünftiges Leben kann kaum wunderbarer sein als das Leben, das wir täglich um uns herum sehen. Die Schöpferkraft, welche diese Welt mit all ihren Wundern erhält – Menschen, Tiere und Pflanzen in tausendfachen Arten, immer wieder neu erzeugt – sollte sie nicht ebenso fähig sein, ein höheres Reich für die Seelen der Toten zu schaffen und zu erhalten? Und kann dieses andere Reich in Wirklichkeit wunderbarer sein als dieses irdische?“

„Vielleicht nicht – ja, es ist wahr: dieses menschliche Leben und diese Welt sind doch der Schauplatz erstaunlicher Dinge, die der Durchschnittsmensch einfach übersieht oder als selbstverständlich hinnimmt.“

„Gut gesagt – genau so ist die Sache“, bemerkte Wallace. Dann liefen seine Gedanken in einer neuen Richtung weiter: „Wissen Sie, daß schon die Alten in jeder Hinsicht bedeutende Ideen hatten? Die Stoiker z.B. meinten, daß nur ein guter Mensch wahrhaft frei wäre, und alle schlechten Menschen eigentlich Sklaven.“

„Klingt das nicht aber ziemlich paradox?“

„Nicht, wenn Sie sich klar machen, daß schlechte Menschen im Grunde Hörige ihrer bösen Wünsche sind – eine Sklaverei, aus der sich die Guten befreit haben. Es gibt einen Ausspruch von Sokrates: „Kein Übel kann einen guten Menschen befallen, er möge leben oder tot sein.“ Das heißt also: Was uns auch immer begegnet, selbst der Tod – nur der rechtschaffene Mann oder eine gute Frau sind sich sozusagen ihrer Sache sicher.“

Ralph Gibson war inzwischen zurückgekommen und stand plötzlich vor ihnen. Während er ihnen nun berichtete, unterbrach er sich immer wieder mit geringschätzigem Lachen:

„Genau wie ich’s erwartet habe! Da unten ist ein Mann, der behauptet, daß wir nicht nur in die Luft geflogen, sondern sogar gestorben seien. Jetzt befänden wir uns an Bord eines Gespensterschiffs, auf der Fahrt ins „Neue Jerusalem“ oder in Dantes „Inferno,“ – ich konnte nicht herausfinden, wohin nun eigentlich – aber ich nehme an: bezahle Dein Geld und triff Deine Wahl, gilt auch hier!“

„Ralph, Dein Ton gefällt mir nicht“, unterbrach ihn Sylvia, die Stirn runzelnd. „Der arme Mann ist vielleicht wahnsinnig geworden.“

„Natürlich hat er den Verstand verloren! Aber dann sollten sie ihn einsperren und nicht frei herumlaufen lassen. Es könnten Verrückte unter uns sein, die das Zeug glauben. Ein paar alte Damen jedenfalls sind schon ganz nervös.“

„Diese ‚alten Damen‘ hier oben und einige von den Leuten da unten mögen denken, daß es mehr Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt – um es mit einem bekannten Zitat zu sagen.“ Philip Wallace sah dem jungen Mann bei diesen Worten offen in die spöttischen Augen.

„Daraus und aus manchem anderen, was Sie früher bemerkten, ziehe ich den Schluß, daß das Zwischendeck mehr geistige Fähigkeiten aufweist als die erste Klasse.“ Es klang nicht allzu höflich.

„Vielleicht – in gewisser Beziehung jedenfalls.“

„Sie müßten es mal da unten versuchen. Selbst Ungeziefer und schlechte Luft sollten verwandte Geister nicht trennen.“

Wallace ignorierte Gibsons Ton und sagte mit vollem Ernst: „Ich glaube, ich werde es wirklich tun, schon um her-

auszufinden, was dieser ‚Verrückte‘ über sich und seine Ideen zu sagen hat.“

Er erhob sich und ging davon, nachdem er mit Sylvia ein Lächeln getauscht hatte. Zunächst wanderte er jedoch um den Bug herum und musterte aufmerksam Himmel und Meer.

Gibson rückte unterdessen seinen Stuhl näher heran und setzte sich neben das Mädchen.

„Sylvia“, sagte er eindringlich, sich zu ihr hinüberbeugend, „Du hast immer noch nicht ja gesagt.“

„Und Du müßtest mit der Zeit wissen, daß ich das nie tun werde.“

Sie sah ihn abweisend an, aber er blieb hartnäckig: „Sylvia, Du weißt, Du bist *die* Frau für mich.“

„Und ich weiß, Du bist nicht der Mann für mich. Und ich weiß auch, *wer* der Mann für mich ist – ich habe es Dir ja erzählt.“

„Ich glaube, ich kenne den Mann, den Du meinst. Und mir scheint, er ist ein ziemlicher Schwächling, wenn Du mich fragst.“

„Ich frage Dich aber nicht, und Deine Meinung interessiert mich auch gar nicht.“

„Sylvia, wenn ich nun Dein ‚nein‘ nicht akzeptiere?“

„Ralph, Du wirst mit jedem Tag unmöglicher. Was denkst Du Dir eigentlich?“

„O, ich weiß schon genau, was ich tun werde – aber ich will das kostbare Geheimnis noch ein Weilchen für mich behalten!“

In seinem höhnischen Lachen lag eine heimliche Drohung, und Sylvia erhob sich. In diesem Augenblick kehrte Wallace zurück.

„Noch nie habe ich so schönes Wetter und eine so ruhige See erlebt“, sagte er.

„Trotz allem, was geschehen sein soll?“ spottete Gibson.

„Nun, dieser Friede war wohl zu erwarten, ‚nach allem, was geschehen sein soll‘ ...“

Gibson ärgerte sich offensichtlich über diese Antwort: „Mir können Sie dieses Ammenmärchen nicht vorsetzen“, entgegnete er kampflustig. „Fehlt gerade noch, daß Sie mir von einem Gott erzählen, der alle Dinge am Zügel hat. Und das, nachdem die Wissenschaft entdeckt hat, daß es nicht nur *ein* Milchstraßensystem, sondern unzählige gibt.“

„Warum hängen Sie denn *Gott* die Unfähigkeit von uns winzigen Menschen an?“

„Da haben wir also wieder diese alte bemooste These! Es gibt keine Winzigkeit für den modernen Menschen – er ist der einzig mögliche ‚Gott‘.“

„Ralph!“ tadelte Sylvia ihn scharf, „was fällt Dir ein! So etwas hättest Du noch vor einigen Wochen nicht zu sagen gewagt!“

„Möglich, aber da war ich auch noch ein Sklave all der verrückten Konventionen“, lachte Gibson. „Es ist doch drollig, wie selbst in einigermaßen intelligenten Leuten dieser alte Aberglaube spukt. Also – wie ist das alles kindisch und lächerlich! Erst vor ein paar Tagen las ich, daß es neben unserer Milchstraße noch ungezählte andere Welteninseln gibt, deren Licht uns erst nach Millionen oder Milliarden Jahren erreicht, und das bei einer Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde.“

„Schön, angenommen es stimmt – was ist dabei?“

Der große Ernst in dieser Frage irritierte Gibson etwas, doch der Blick, den er Wallace zuwarf, war ziemlich geringschätzig.

„Ist nicht der altisraelitische Stammesgott vielleicht doch zu unbegabt für dieses Werk?“ fragte er grinsend und versprach sich von dieser raffinierten Frage eine erdrückende Wirkung. „Und dann möchte ich Sie noch fragen: wenn es ein zukünftiges Leben gibt, wo ist da überhaupt Platz für die unzähligen Milliarden, die in den Hundert-

tausenden von Jahren gelebt haben und gestorben sind, seit aus den höher entwickelten Affen die ersten Menschen wurden? Wo wollen Sie die alle unterbringen? Die hätten doch nicht einmal genug Luft, um zu atmen und Raum, um sich zu bewegen!“

„Ich dachte, Sie wiesen gerade darauf hin, daß da noch ein bißchen Reserveraum sein müßte“, erwiderte Wallace, und sein ernstes Gesicht erhellte sich unter einem kleinen Lächeln. „Wenn das Universum so riesengroß ist, daß das Licht viele Millionen Jahre braucht, um uns von den weit entfernten Sternen zu erreichen – bei einer Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde – dann müßte das geistige Gegenstück zu dieser kolossalen Struktur ein Gutteil Raum gelassen haben für die angehäuften Seelen der Verstorbenen – gerade wenn man es von Ihrem materiellen Standpunkt aus betrachtet.“

„Puh! Ich dachte mir schon, daß Sie in diesen Hokuspokus zurückfallen würden. Dies unreife Geschwätz ist kindischer Aberglaube, aber doch keine Antwort für einen vernünftigen...“

Gibson sprach nicht zuende. Sie wandten plötzlich alle drei den Kopf, weil ihre Aufmerksamkeit durch den gelenden Schrei einer Frau abgelenkt wurde.

„Um Himmels willen, was ist das?“ flüsterte Sylvia. Sie sprang auf auf und faßte Wallace beim Arm, der sich ebenfalls erhoben hatte und sie besorgt anblickte.

„Ach, irgendein kleiner Unfall – jemand hat sich vielleicht in den Finger geschnitten“, meinte Gibson belustigt, wurde aber gleich durch einen ärgerlich warnenden Blick Sylvias wieder ernüchtert.

„Das muß mehr als ein kleiner Unfall gewesen sein – in diesem Schrei lag Verzweiflung und tiefer Schmerz.“

„O ja“, stimmte Sylvia Wallace bei, „da muß sich etwas Furchtbares ereignet haben!“

Sie hörten jetzt auch die Stimmen aufgeregter Passagiere und folgten eilig der Richtung, in der die anderen liefen.

III. KAPITEL

DURCH EINE DICHTE MENSCHENMENGE BAHNTEN SICH Wallace und Sylvia einen Weg bis an eine Stelle, von wo aus sie auf das tiefer gelegene Deck hinuntersehen konnten. Dort war eine offenbar hysterische junge Frau mit einem Weinkrampf der Mittelpunkt. Ein Decksteward und eine Stewardess bemühten sich, sie zu beruhigen und zu trösten. Aber was man ihr sagte, war ihr anscheinend ebenso aufregend wie unwillkommen; sie schreckte immer wieder zurück, und ihr blasses Gesicht verriet Angst und Schmerz.

„Was ist denn da los?“ fragten die Leute, die bei Sylvia standen, und von irgendwoher kam die Antwort:

„Es heißt, sie hätte ihre Mutter verloren – sie kann sie nicht finden.“

„Das arme Ding!“

„Warum ist sie denn nicht zu finden?“

„Das kann doch gar nicht so schlimm sein!“

„Ach, und ich dachte schon, es wäre ein Mord geschehen!“

„Es wäre ja auch ernst genug, sollte die Mutter über Bord gegangen sein:

„Es müßte sich doch feststellen lassen, was wirklich geschehen ist!“

Die Stewardess führte jetzt die junge Frau fort – ein jammervoller Anblick. Als sie nicht mehr zu sehen war, wandte sich ein Mann, dessen Ellbogen sich in Wallace' Rippen gebohrt hatte, an ihn und sagte:

„Da geht doch ein hartnäckiges Gerücht um, daß wir alle durch eine Explosion getötet wurden und uns jetzt auf einem Geisterschiff befinden.“

„Ja, ich habe es auch gehört. Was halten Sie davon?“ fragte Wallace in unverbindlichem Ton.

„Nun“, antwortete der Mann und lachte ein bißchen, „ich habe bis jetzt noch niemanden gesehen, der meiner Vorstellung von einem Geist entspräche!“

„Ich auch nicht – vorausgesetzt, daß die Vorstellung, die wir uns gewöhnlich von einem Geist oder Gespenst machen, stimmt.“

„Kommen Sie, wir wollen gehen, wir können hier nicht helfen“, drängte Sylvia, die um ihre Ellbogenfreiheit kämpfen mußte, „hoffentlich kommt bald die gute Nachricht, daß das arme Mädchen seine Mutter gefunden hat.“

Sie bahnten sich einen Weg durch die Menge, die noch immer das untere Deck beobachtete, und kehrten nach einem kurzen Spaziergang um die andere Seite des Schiffes zu ihren Liegestühlen zurück. Aber Wallace setzte sich nicht, sondern sagte nur kurz zu Sylvia:

„Ich werde einmal versuchen, Genaueres herauszubringen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich in Richtung Heck, aber nach wenigen Minuten sah Sylvia ihn schon wieder zurückkommen.

„Ich konnte nichts herausbringen, zu viele wollen dasselbe.“

Kaum hatte er sich niedergelassen, da erschien Gibson.

„Na, was sagen Sie zum Allerneuesten?“ fragte er ärgerlich und in aggressivem Ton. „Das ist ja die Höhe! Dieser Decksteward oder die Stewardess – oder beide – erzählten der erschrockenen jungen Frau, daß ihre Mutter deshalb nicht gefunden werden könne, weil sie ‚gerettet‘ wurde, während sie selbst bei der Explosion ‚untergegangen‘ sei. Die Mutter wäre zufällig nicht verwundet worden, hätte

sich offenbar an ein Wrackteil geklammert und sei dann von einem Rettungsboot aufgefischt worden. Die Tochter aber sei in Stücke gerissen worden und nun eine der Seelen an Bord dieses Geisterschiffs. Sie müsse warten, bis ihre Mutter auch sterbe, bevor sie sie wiedersehen könne.“

„O wie schrecklich!“ murmelte Sylvia.

„Ich hörte, wie sie ihr erzählten, daß die Stücke ihres Körpers inzwischen bereits von den Fischen des Atlantischen Ozeans gefressen wurden. Ich habe mich nicht verhört. Solche Leute gehören eingesperrt!“

„Das klingt alles so grausam“, meinte Sylvia bewegt. „Aber was sagen sie noch? Haben sie denn nicht versucht, das arme Mädchen zu trösten?“

„Aber natürlich! Auch davon habe ich etwas mitgekriegt! Sie sagten ihr, daß keinerlei Grund zur Beunruhigung bestünde.“

Seine Stimme wurde noch höhnischer: „Solange sie ihre Mutter nicht wiedersehen könne, werde gut für sie gesorgt werden. Alles werde ihr zur gegebenen Zeit erklärt, und bald werde sie ganz zufrieden sein. Diese schamlosen Lügner!“

Wallace hatte seine Blicke zwischen Gibson und dem stillen Meer hin und herschweifen lassen und nachdenklich zugehört. Jetzt meldete er sich zu Wort: „Sie müssen doch selbst einsehen, daß es irgendeine Erklärung für das Verschwinden der Mutter geben muß – wie denken *sie* denn darüber?“

„Ganz einfach: Sie ist natürlich über Bord gefallen oder hat die Nerven verloren und ist ins Wasser gesprungen!“

„Das würde diese Sache vielleicht erklären“, meinte Sylvia. Aber sie sah beunruhigt drein. „Doch das ist nicht alles – denken Sie an all die merkwürdigen Gerüchte, die im Umlauf sind...“

„Ich halte es für geradezu lächerlich“, entgegnete Gibson hitzig, daß auch nur ein vernünftiger Mensch diesen

verrückten Gerüchten Glauben schenken kann – ausgeheckt im Hirn irgendeines betrunkenen, seekranken, schäbigen Sozialisten im Zwischendeck!“

„Glauben Sie wirklich, daß die Zwischendeckoffiziere so schamlos lügen würden, nur um sich einen Spaß mit hilflosen Passagieren zu machen? Das muß doch sogar Ihnen unwürdig vorkommen!“

Wallace bemerkte, wie Gibsons Augen flackerten, als er nicht gleich eine Erwiderung fand.

„Warum gelangen Sie mit Ihrer Beschwerde nicht gleich an die oberste Stelle? Es wäre doch interessant zu erfahren, was der Kapitän dazu sagt!“

„Genau das wollte ich auch tun – ich gehe auf der Stelle zu ihm.“

Als er sich umwandte, um seinen Vorsatz auszuführen, sah er einen Decksteward vorbeigehen.

„O, das ist ja derselbe Bursche von vorhin! Jetzt können wir's gleich von ihm selbst erfahren!“

Er stürzte sich auf den jungen Mann und packte ihn am Arm.

„Hören Sie mal“, fragte er inquisitorisch, „ist es nicht wahr, daß Sie dem jungen Mädchen, das vergeblich seine Mutter suchte, diese verrückte Räubergeschichte erzählt haben, sie sei über Bord gesprungen, sie selbst aber, die Tochter, sei jetzt eine Tote auf einem Gespensterschiff?“

Der Steward schüttelte Gibsons Hand ab und trat einen Schritt zurück, während er seinen Ärmel abstaubte, als hätte er sich schmutzig gemacht. Er war noch jung und hatte ein angenehmes, freundliches Gesicht; seine ruhigen, klaren Augen prüften Gibson so eindringlich, als sähen sie durch sein arrogantes Äußeres hindurch.

„Es ist wohl klar“, erwiderte er unverzüglich und mit einer auffallend wohlklingenden Stimme, „daß Sie einer von denen sind, die dem Kapitän zugewiesen werden müssen. Begeben Sie sich bitte zu ihm.“

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, schritt er in würdevoller Haltung davon. Gibson war außer sich und verkündete wütend:

„Habt Ihr jemals eine solche Unverschämtheit erlebt? So ein überheblicher Halunke! Ich werde das sofort seinem Vorgesetzten melden. So einer gehört ordentlich geduckt!“

Er rannte davon. Sylvia sah Wallace verwundert an: „Dieser junge Steward hatte etwas ganz Besonderes an sich, nicht wahr?“

„Ja, das ist mir auch aufgefallen.“

„Dr. Wallace, würden Sie nicht am besten selbst hingehen und den Kapitän um Auskunft bitten?“

„Ja, das habe ich tatsächlich auch vor, und ich bin schon zweimal dagewesen, mußte aber einsehen, daß ich noch warten muß. Es wollten ihn zu viele Passagiere sprechen.“

Gibson hatte sich unterdessen durch die Menge gedrängt, die vor dem Büro des Kapitäns wartete, und ungeduldig verlangt, sofort eingelassen zu werden. Aber bald sah man ihn wieder herauskommen und zum Ausgang drängeln. Er kam das Deck entlang wie einer, dessen Selbstbewußtsein einen argen Stoß erlitten hat. In der Pose des unversöhnlich Beleidigten berichtete er:

„Dieser Kerl, dieser Kapitän, ist ein ganz unverschämter Schnösel! Wenn er nicht gar verrückt ist – wovon ich schon eher überzeugt bin! Er müßte in Gewahrsam genommen werden!“

„Warum – was hat er denn gesagt?“ fragte Sylvia beunruhigt.

„Er schien schon im ersten Augenblick, als er mich sah, etwas gegen mich zu haben und befahl mir in unverschämtem Ton zu warten, bis ich an der Reihe wäre. Auch die Art, wie er gleichsam durch mich hindurch sah, war einfach unerträglich. Und dann deutete er doch an, ich würde mein Teil noch früher erhalten als erwartet, wenn ich mich

nicht zusammennähme! Dies waren zwar nicht genau seine Worte, wohl aber deren Sinn. Was meinte nur der Narr damit? Heutzutage legt man doch die Leute nicht mehr in Ketten, wenn sie den Kapitän zu sprechen wünschen! Ich habe ihm natürlich gedroht, daß ich ihn anzeigen würde, sobald wir an Land sind. ‚O bitte, tun Sie, was Sie wollen‘, sagte er mit einem so vergnügten Lächeln, wie ich’s noch nie auf einem Männergesicht gesehen habe. Dann wandte er mir den Rücken zu. Die ganze Sache war eine einzige Beleidigung – und er wird mir dafür büßen, wenn’s mich auch eine Stange Geld kosten sollte!“

Wallace stand auf: „Ich will einmal sehen, was ich machen kann.“

Gibson wollte sich neben Sylvia setzen, aber sie hatte sich ebenfalls erhoben und erklärte, sie wolle in ihre Kajüte gehen. Sie ging so rasch, daß der aufgebrachte junge Mann nur noch argwöhnisch hinter ihr drein starren konnte.

So wanderte er denn einige Male um das Deck herum und mußte widerstrebend zugeben, daß tatsächlich immer mehr Unruhe und Aufregung unter den Passagieren um sich griff. Er bemerkte, daß viele ebenso spöttisch und ungläubig waren wie er selbst, schloß aber aus dem Gebaren anderer, daß sie zumindest unsicher waren. Bei einigen Verrückten deuteten gewisse Anzeichen darauf hin, daß sie glaubten, was ihnen erzählt worden war. Diese standen gesondert in kleinen Gruppen beisammen. In Ehrfurcht und Geduld warteten sie, bis sie an der Reihe waren, vom Kapitän Auskunft zu erhalten. Die anderen beiden Typen waren ständig in Bewegung, gingen auf und ab, unterhielten sich, lachten auch, spotteten oder bemühten sich um Neuigkeiten.

Als Gibson sich einer Gruppe lustiger Spötter anschließen wollte, erschien Sylvia und traf auf Wallace, der gerade aus der Menge vor der Tür des Kapitäns heraustrat.

„Na, was hat er zu Ihnen gesagt?“ fragte Gibson, der ihnen nachgerannt war. Sie lehnten sich alle drei an die Reling, und Wallace berichtete:

„Ich habe einen ganz anderen Eindruck von dem Mann gewonnen als Sie“, sagte er zu Gibson und dann, sich Sylvia zuwendend, fuhr er fort: „Er lächelte mir zu und verbeugte sich höflich, als er mich sah. Tatsächlich sprach er über die Köpfe von mindestens einem Dutzend Leuten zu mir herüber. Das freute mich natürlich. Er sagte, er hätte jetzt nur eben Zeit für ein paar wenige Worte, weil so viele Passagiere ihn mit Fragen bestürmten und auch die Offiziere kämen, um sich Rat zu holen. Ich bedauere, daß ich mich nicht mit Ihnen unterhalten kann“, sagte er, „ich würde es gern tun. Aber Sie werden alles, was Sie wissen müssen, zur gegebenen Zeit erfahren – und auf die beste Art. Ich hoffe, daß Sie sich nicht beunruhigt fühlen. Es ist gar kein Grund dafür vorhanden“. Das war alles – seltsam, nicht wahr?“

„Mehr als seltsam“ dachte Sylvia bei sich.

„Die Sicherheit, mit der er all diese aufgeregten Leute behandelt, ist erstaunlich. Man könnte denken, er habe hypnotische Fähigkeiten oder könne Gedanken lesen.“

„Lächerlich –“ höhnte Gibson. „Er ist ein ausgesprochener Besserwisser, der sich seine Günstlinge auf den ersten Blick herausangelt. Das ist etwas, das er sich als Vorgesetzter im öffentlichen Dienst niemals herausnehmen dürfte. Nun, ich werde schon dafür sorgen, daß er einen ordentlichen Rüffel bekommt.“

„Ich habe gehört, daß wir bald landen werden“, schnitt Wallace ihm das Wort ab. Es ist Zeit, daß wir gehen und unsere Sachen packen. Damit trennten sie sich.

Als das Schiff in den Hafen einfuhr, freute sich Sylvia, daß sie nur mit Wallace an der Reling stand. Sie war zufrieden und glücklich, als sie am Ufer die vertrauten Umrisse der Stadt erblickte. Den seltsamen Gerüchten, die auf dem Schiff umliefen, hatte sie nie recht geglaubt, und doch hatte

es Augenblicke des Zweifels gegeben. Jetzt verschwand die quälende Ungewißheit und ihr Gesicht spiegelte innere Heiterkeit.

Wallace hörte sich ihre Bemerkungen über die glückliche Beendigung der Reise mit abwesendem Gesicht an; nur einmal unterbrach er sie:

„Schade, daß ich nicht mit dem Kapitän sprechen konnte. Ich würde ihm gern noch einige präzise Fragen stellen, ehe wir von Bord gehen.“

„Ist das so wichtig? Es ist doch jetzt alles vorbei – und bald können wir darauf zurückblicken wie auf einen merkwürdigen und unerklärlichen Traum.“

Gedankenverloren äußerte Wallace: „Diese Reise ist zuende, aber das Bewußtsein besteht weiter, und damit unbeantwortete Fragen und nicht gegebene Erklärungen...“

Obwohl ihm der Kapitän versichert hatte, er werde alles Notwendige zur gegebenen Zeit erfahren, erfüllte ihn eine unbestimmte Spannung dieser Wartezeit gegenüber.

„Ach, vergessen wir es“, redete Sylvia ihm fröhlich zu. „Vielleicht hat dieser ungezogene, aber realistische Junge, dieser Ralph, den richtigen Blick – wenigstens in dieser Hinsicht...“

Aber dann kehrte ihre Unruhe, wenigstens kurz, doch wieder zurück, nämlich als sie beim Verlassen des Schiffes plötzlich an das Mädchen stieß, dessen Hysterie eine solche Sensation hervorgerufen hatte. Voller Mitgefühl sprach sie die Traurige an: „Es hat mir so leid getan – ich hoffe, daß Sie bald gute Nachricht von Ihrer Mutter haben werden.“

Das Gesicht des Mädchens hellte sich bei diesen Worten nicht auf. Ihr in die Ferne gerichteter Blick schien auf ein unabänderliches Geschick zu starren. Sie antwortete erstaunt:

„Haben Sie es denn nicht gehört? Wissen Sie es immer noch nicht?“

Dann wurden sie durch das hastige Gedränge der von Bord gehenden Menge getrennt und sahen sich nie wieder.

IV. KAPITEL

EINE AUSGELASSENE STIMMUNG LAG ÜBER DEM GROßEN SAAL der Vergnügungsstätte. Das unerklärliche, immer deutlicher spürbare Bewußtsein einer neuartigen Freiheit erhöhte das allgemeine Wohlgefühl, das von gedämpftem, farbigem Licht, Wein und Delikatessen, Frauenschönheit und aufreizender Musik heraufbeschworen wurde. Vielleicht hätte ein oberflächlicher Beobachter in alledem die äußeren Anzeichen einer echten allgemeinen Glückseligkeit festgestellt. Nur Sylvias Gesicht spiegelte mitten in der vergnügungssüchtigen Menge ihre innere Unruhe wider. Sie war unfähig, an der allgemeinen Heiterkeit teilzunehmen und versuchte dies hinter einem leichten Plauderton zu verbergen:

„Ralph, ich dachte bisher immer, Du wärest wenigstens ein netter Junge. Aber jetzt bist Du wie ausgewechselt, so – so ganz anders.“

„Ja, in gewisser Hinsicht bin ich's auch.“ Es lag eine gewisse Härte in seinem Auflachen. „Weißt Du – irgendwie fühle ich mich wie befreit. Befreit! Warum sollte ich noch so tun, als ob... Ich habe ja immer gefunden, daß unsere alten Konventionen brüchig waren – und nichts für starke, eigenwillige Menschen. Wahrscheinlich sind sie erfunden worden, um die Schwachen zu knebeln und die unteren Klassen in Schach zu halten.“

„Du sagst jetzt immer so schockierende Dinge – früher wäre Dir das nicht im Traum eingefallen – in Gegenwart von Damen.“

„Damen!“ echote er spöttisch. „Heutzutage nennen sich sogar die Waschfrauen so!“ Er leerte sein Glas und setzte es hart auf den Tisch.

Sylvia wurde rot und sah sich in dem großen Raum nach einem Ausgang um. Nur mit Mühe bewahrte sie ihre Haltung, als sie betont ruhig entgegnete: „Sogar jetzt habe ich nicht erwartet, daß Du so brutal wirst.“

Gibson griff unter dem Tisch nach ihrer Hand – so ungestüm, daß sie leise aufschrie. Dann neigte er sich zu ihr hinüber:

„Du kehrst diese Nacht nicht ins Hotel zurück, Du kommst mit mir!“ Als sie versuchte, ihm ihre Hand zu entwenden, lachte er nur:

„Jetzt ist meine Zeit gekommen – endlich gehörs Du mir!“

Sylvia blickte angstvoll zum Ausgang, und mit einem Mal hellte sich ihre Miene auf. Mit einem Ruck befreite sie ihre Hand, stand auf und winkte. Philip Wallace bahnte sich einen Weg um die Tische und um die hin und herschießenden Kellner.

„Da ist dieser Narr schon wieder!“ Es klang ärgerlich und aggressiv, aber nach einem Augenblick der Überlegung sagte Gibson kühl:

„Gut, ich werde Dich einige Minuten mit ihm allein lassen – aber nur einige. Ich mag jetzt keine Szene, und eben sehe ich da einen Mann, den ich sprechen muß.“

Er nickte dem Arzt flüchtig zu und entfernte sich.

„Wie froh bin ich, daß Sie wieder da sind!“ Sylvia sah Wallace erleichtert an, als er sich gesetzt hatte. „Ich hätte heute abend nicht hierherkommen sollen. Aber zufällig traf ich Gibson, er lud mich ein, und dummerweise sagte ich zu. Er hat sich so verändert – ich habe Angst vor ihm. Gerade eben – o, ich mag gar nicht davon sprechen. Er ist so roh und grob geworden – auch nach außen hin...“

„Das ist auch etwas von den Dingen, die ich beobachtet habe. Gerade jetzt, als ich durch diesen Saal kam, bemerkte ich dasselbe an zwei anderen Passagieren von unserem Schiff. Aber es sind auch einige dabei, die offensichtlich netter geworden sind.“

Er lächelte zufrieden, als er Sylvia dabei anschaute. Sie gab den Blick zurück und meinte:

„Sie sehen auch besser aus, Dr. Wallace. Ich glaube, die Reise hat ihnen gut getan.“

„Vielleicht – denn mir scheint, daß alle meine körperlichen Leiden über Bord gegangen sind. In meinem ganzen Leben habe ich mich noch nie so wohl gefühlt. Aber“, hier lächelte er geheimnisvoll, „ich glaube, wir reden über verschiedene Dinge.“

„Und wovon reden Sie?“

Sorgsam wählte er seine Worte: „Ich dachte an einen subtilen und stufenweisen Wandel in den Menschen; eine Veränderung mit dem Ziel, das bisherige Physische mit der inneren Beschaffenheit des Menschen in Einklang zu bringen, so daß es ein Abbild desselben wird – eine geheimnisvolle Metamorphose, deren letzte Auswirkung darin besteht, den wahren Charakter auf den ersten Blick anzuzeigen und Heuchelei unmöglich zu machen. Ich habe früher schon manchmal gedacht: wenn es einen Ort gäbe, wo so etwas möglich wäre – da käm’s zu mancher Überraschung. Und seit wir gelandet sind, frage ich mich, ob wir nicht jetzt vielleicht an einem solchen Ort sind.“

Sylvia lachte leise, als amüsierte sie dieses Spiel seiner Phantasie.

„Diese lustige Stadt ist aber wohl kaum der Ort, an dem die Leute gerne ihre Masken fallen ließen. Aber“ – sie wurde wieder ernst – „ich muß Ihnen noch etwas erzählen: Ralph Gibson ist nicht mein einziger Kummer – ich fürchte, ich leide an so etwas wie Gedächtnisschwund.“

„Wir wollen hoffen, daß es nur eine leichte Attacke ist.“

Sie erklärte ihm, daß sie nach der Landung eine Taxe herbeigerufen hatte und dann einfach nicht imstande gewesen war, sich an die Adresse des Apartmenthauses zu erinnern, zu dem sie gefahren werden wollte. Dort hätte sie bei einer Freundin übernachten sollen, ehe sie zu Wilberts Sanatorium weiterfuhr. In ihrer Verwirrung habe sie sich hilflos umgesehen, und plötzlich sei eine Dame neben ihr aufgetaucht – eine ganz reizende, sympathische Person, die ihr auf den ersten Blick Vertrauen eingeflößt habe. Diese habe ihre Schwierigkeit sogleich bemerkt und ihr den Vorschlag gemacht, erst einmal in ein ruhiges Hotel zu gehen und sich auszuruhen, bis sie genau wisse, was zu tun sei.“

„Ohne mich auch nur einen Moment zu besinnen, bin ich mit ihr gegangen und bin froh darüber, denn es ist wunderschön in dem Hotel, und sie ist wirklich ein ganz besonderer Mensch. Sie hat dort irgendeine leitende Stellung inne.“

„Das freut mich sehr – ich hatte mir schon Gedanken über Ihr Ergehen gemacht“, entgegnete Wallace.

„Danke. Aber das ist noch nicht alles, was ich Ihnen erzählen muß. Als ich mich nämlich nach den Zugverbindungen erkundigen wollte, stellte sich heraus, daß ich mich weder an den Namen von Wilberts Sanatorium noch an die Stadt in seiner Nähe erinnern konnte. Haben Sie je so etwas Ärgerliches erlebt? Ich war so beschämt und verdattert, daß ich es meiner neuen Freundin gar nicht erzählen mochte. So habe ich eben gewartet, bis es mir wieder einfallen würde.“

„Das ist sicher richtig so.“

„Ich muß zu einem Arzt – oder könnten Sie vielleicht meinen Fall übernehmen?“

„Bitte, beunruhigen Sie sich nicht. Ich bin überzeugt, daß alles wieder in Ordnung kommen wird.“

„Aber ich hab’s doch so eilig, zu Wilbert zu kommen!“

Wallace ließ seine Augen über die Tische und die Menschen schweifen, ohne sie recht zu sehen und sagte nach einer Weile:

„Angenommen, die Geschichte stimmt, die wir auf dem Schiff hörten, so gäbe es eine vernünftige Erklärung für Ihre Schwierigkeit. Dann wäre es nämlich gar nicht möglich, Ihren Wilbert zu erreichen – bis er dasselbe durchmacht und Sie hier wiederfindet.“

Sylvia machte große Augen und stieß dann hervor:

„Sie meinen doch nicht etwa... Wie grausam von Ihnen, eine solche Andeutung zu machen, wenn man schon soviel Kummer hat!“

„Aber, aber! Nehmen Sie meine Lust am Spekulieren nicht zu tragisch!“ Und als er in ihren Augen Tränen aufsteigen sah: „Versuchen Sie, geduldig solange zu warten, bis Sie Ihren Weg genau vor sich sehen – ich bin sicher, daß alles gut werden wird.“

Am Nebentisch wurde die Unterhaltung so laut, daß beide hinüber sahen. Drei junge Männer saßen dort, zwei glatt rasiert und einer mit einem kurzen Bart, und dieser schien sich am meisten aufzuregen. Er zuckte die Achseln und gestikulierte mit den Händen, indem er immer wieder sagte:

„Aber ich habe Euch doch schon erklärt, in dieser Stadt wird französisch gesprochen, und sonst nichts!“

„Ach was, ich bin mir sicher, daß es gutes Londoner Englisch ist!“

„Von was für einem sonderbaren Komplex seid Ihr beiden eigentlich besessen?“ fragte der Dritte mit überlegenem Lachen. Ich werde doch wohl meinen guten alten Akzent aus den USA erkennen...!“

„Und ich sage Euch doch, im Quartier Latin oder auf den Cham Elisées wird kein besseres Französisch gesprochen!“ erklärte der Bärtige hitzig.

„Da hört sich doch alles auf! Habt Ihr Euren Grips verloren? Piccadilly kann nicht mehr nach *London* klingen als diese Stadt!“

„Na, Menschskinder, was kommt da nur über Euch? Ich bin nicht taub! Wenn ich hier spazierengehe, höre ich dieselben Laute wie auf dem Broadway oder auf der Fifth Avenue!“

„Warum spricht Ihr denn jetzt überhaupt französisch?“ Der Bärtige blickte wild von einem zum anderen.

„Das geht zu weit! Glaubst Du etwa, ich würde dieses Kauderwelsch sprechen? Selbst wenn ich es könnte – nicht um die Welt!“

„Na, und mich könnte niemand bestechen, es jemals zu lernen.“

Der Amerikaner und der Engländer blickten einander lächelnd an.

„Der arme Kerl hat offensichtlich den Verstand verloren, klarer Fall“, dachten beide. Einer von ihnen wandte sich an den Franzosen und sagte wohlwollend: „Sag mal – wäre es nicht besser, Du machtest jetzt Schluß und gingest Deinen Rausch ausschlafen?“

Der beleidigte Franzose verzog finster seine Augenbrauen über diese Narren. Waren nicht sie die Trinker und er der Nüchterne?

„Nun, was halten Sie davon?“ fragte Wallace, nachdem die Stimmen am Nebentisch leiser geworden waren.

„Ich nehme an, er ist völlig betrunken. Wahrscheinlich haben sie alle mehr getrunken als sie vertragen.“

„Es sieht mir nicht so aus. Wenn wir nun, so überlege ich mir, alle unbewußt eine neue Universalsprache sprächen, würde das nicht diese wunderliche Verwirrung da drüben bestens erklären?“

„Ihre Einbildungskraft scheint ja tatsächlich keine Grenzen zu haben!“ Sylvia versuchte es mit einem toleranten Lächeln, um ihr Erschrecken zu verbergen.

Auf der kleinen Bühne am Ende des Saales erschien jetzt eine spärlich bekleidete junge Frau und begann nach den Rhythmen der Musik zu tanzen. Ihr starres, unechtes Lächeln suchte von einer fiebrigen inneren Unruhe abzulenken; aber ihr graziöser Tanz war reizend anzusehen. Plötzlich sprang ein gelenkiger Jüngling in glitzerndem Kostüm aus der Kulisse, ergriff sie wie ein Terrorer, wirbelte mit ihr umher, ließ sie wieder los, jagte sie, packte sie wieder, und seine Augen funkelten von Leidenschaft.

Als der Tanz unanständig zu werden begann, erhob sich an einem etwas entfernt stehenden Tisch ein Gast und blieb ostentativ so lange stehen, bis die Tänzer ihn wahrnahmen. Mit einer Andeutung von Erschrecken unterbrachen sie den Tanz und blickten ihn an. Da lächelte er bedeutsam, schüttelte ein wenig den Kopf und setzte sich wieder. Der Tanz begann von neuem und war nun anständiger, aber darum nicht weniger reizvoll.

„Sonderbar!“ murmelte Sylvia, sich Wallace zuwendend, „dieser junge Mann hat sie mit einem einzigen Blick zur Ordnung gerufen – jetzt tanzen sie wirklich wieder entzückend.“

„Ich nehme an, er gehört zur unsichtbaren Polizei.“

„Polizei?“

„Ja, ich habe sie beobachtet. Sie tragen keine Uniform und treten erst in Erscheinung, wenn sie gebraucht werden. Aber dann gelingt es ihnen auf geradezu wunderbare Weise, in dieser großen Stadt für Ordnung zu sorgen. Diese Tatsache ist eine jener mysteriösen Dinge, die ich hier bemerkt habe. Diese Leute haben eine unerklärliche Macht. Sie legen nie Hand an jemand und scheinen nur durch ein Wort oder einen Blick oder einen Wink Gehorsam zu fordern. Ruhestörer oder Menschen, welche die Grenzen des Anstands überschreiten – und diese Grenzen sind hier klar definiert! – scheinen wie durch einen hypnotischen Einfluß gebremst zu werden.“

„Aber – sind Sie sich dessen ganz sicher?“

„Völlig! Und es treten immer junge Männer in den Zwanzigern in Erscheinung, Menschen mit feinen, intelligenten Gesichtern. Vergleichsweise sehen sie aus wie Studenten vom edelsten Typ, aus den besten Familien des Landes, männlich, klar und immer freundlich.“

„Sie wollen damit doch nicht etwa sagen, daß die Behörden die alte Polizeitruppe durch diese Studenten ersetzt hätte?“

Es schien ihr, als käme aus dem Lächeln ihres Gegenüber etwas Rätselhaftes auf sie zu. Verwirrt wollte sie weitersprechen, da erschien Gibson und ließ sich auf den freien Stuhl an ihrem Tisch nieder. Er schenkte Wallace nur einen flüchtigen Blick – von Feindseligkeit und Verachtung verschattet. Dann ignorierte er ihn vollkommen und beugte sich zu Sylvia hinüber. Eigentlich hätte der Arzt sich jetzt verabschieden müssen, aber auf Sylvias flehenden Blick hin blieb er sitzen, ganz unbeeindruckt von Gibsons anzüglicher Bemerkung:

„Weiß dieser Mann eigentlich nicht, wann er den Rückzug anzutreten hat?“

Sylvia versuchte hastig, eine leichte Unterhaltung einzufädeln, um die peinliche Spannung zu überbrücken. Sie fragte Gibson, ob er auch die Wirkung auf die Tänzer beobachtet habe, als ein junger Mann von seinem Tisch aus den Kopf geschüttelt und ihnen mahnend zugelächelt hätte.

„Ich habe gar nicht hingesehen“, antwortete er gleichgültig. „Ich unterhielt mich mit dem Rücken zur Bühne.“

„In dieser Stadt scheinen Verletzung des Anstands und Unrecht jedenfalls rasch gestoppt zu werden“, bemerkte Wallace ruhig.

„Unrecht!“ echote Gibson streitsüchtig. „Unrecht und Recht werden immer nur von *simples* Gemütern analysiert! Vernunftbegabte Menschen wissen, daß es so etwas nicht

gibt. Der einzige Fehler, der zählt, besteht darin, daß uns etwas nicht gelingt, was uns gefällt – gleichgültig, wem dabei auf die Zehen getreten wird.“

Als fürchte sie Unannehmlichkeiten, warf Sylvia rasch ein:

„Jener junge Mann, der vorhin den Tanz unterbrach, wie auch die Tänzer selbst – besonders das Mädchen – schienen aber nicht dieser Ansicht zu sein...“

„Ich habe gar nicht hingesehen!“ knurrte Gibson störrisch.

Aber als er es jetzt tat, bekamen seine Augen einen gespannten Ausdruck. Die Tänzerin hatte anscheinend ihren Auftritt beendet, warf sich ihren Mantel lose über und bahnte sich einen Weg durch die quirlende Menge – wie sich bald zeigte, direkt auf den Tisch zu, an dem die Drei saßen. Sie war rötlich blond, sehr hübsch und in ihren Bewegungen von ungewöhnlicher Grazie.

Sylvia und Wallace konnten ihr nur einen flüchtigen Blick schenken, so sehr wurden sie von Gibsons Verhalten gefesselt. Er war äußerst verblüfft und kämpfte mit Anstrengung darum, sich seine Aufregung nicht anmerken zu lassen. Seine Hände verkrampften sich zu Fäusten, sein Gesicht war aschgrau geworden. Dann stieß er einen dumpfen, kaum noch menschlichen Laut aus und sprang auf die Füße. Wie von geschwollener Zunge lösten sich zwei Worte: „Anita Brand!“

V. KAPITEL

„ANITA BRAND!“ FLÜSTERTE SYLVIA WIE EIN ECHO, ALS SIE sich zu Wallace hinüberbeugte. „Der Name des Mädchens, das in Wilberts Büro ermordet wurde! Mein Gedächtnis kann sich da nicht täuschen – ja, ich bin ganz sicher. Aber was es auch für seltsame Zufälle gibt...“

Wallace schwieg; er richtete seinen forschenden Blick von Gibson auf die näherkommende Tänzerin und zurück zu Gibson.

Ein spöttisches Lächeln zuckte um Anita Brands Mundwinkel, als sie in einiger Entfernung vor Gibson stehen blieb. Sein fahles Gesicht zeigte jetzt rote Flecken; er war kaum fähig, sich auf den Füßen zu halten, und seine Augen starrten sie angstvoll und ungläubig an.

„Anita!“ Der Name schien sich gegen seinen Willen noch einmal von seinen Lippen zu lösen.

„Ja Anita, und niemand anders!“ Ihr ruhiger Blick bestätigte die Ironie ihrer Worte.

„Was – was bedeutet das alles?“ Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Bist Du es wirklich? Kann das denn sein?“

„Es kann, wie Du siehst!“ Sie lachte leise.

Die beiden waren so intensiv mit sich beschäftigt, daß sie die unfreiwilligen Zuhörer ganz vergaßen. Gibson rang offensichtlich mit seinem Entsetzen, ehe er weitersprechen konnte:

„Dann – dann hast Du Dich also wieder erholt – trotz allem?“

„Nein, das hab ich nicht. Wenigstens sagten sie so.“

Der Spott verschwand aus ihren Zügen; sie betrachtete ihn sachlich.

„Aber wie ist denn das möglich?“ Er sah verwirrt an ihr auf und nieder. „Wenn nicht – wie kannst Du hier sein?“

„Ich muß gestehen, ich weiß es auch nicht.“ Ernst und nachdenklich blickte sie vor sich hin. „Das ist auch für mich ein Geheimnis.“

„Es muß ein Traum sein“, murmelte er und schaute wild um sich, als hoffe er, irgendwo einen Strohhalm zu finden, an den er sich klammern könnte.

„Nein, Du bist hier, ich bin hier. Das ist Wirklichkeit – ob es Dir nun paßt oder nicht.“ Ihr spöttisches Lächeln erschien wieder. „Aber es hat sich einiges geändert, auch mit Dir. Du siehst nicht mehr so gut aus wie früher!“

Gibson fuhr heftig auf und wich einen Schritt zurück. Er warf einen erstaunten und feindseligen Blick über den Raum, als wenn er diese all gemeine zufriedene Stimmung unerträglich fände.

„Anita!“ – seine Stimme wurde flehend, als er sich ihr wieder zuwandte, „Du weißt, ich wollte niemals so weit gehen, ich wollte nur Dein schreckliches Geschrei unterbinden.“

„Dessen bin ich nicht so ganz sicher! Aber ich weiß“ – ihre Augen wanderten zu Sylvia und hafteten kurz auf deren Gesicht – „ich weiß, daß Du einen Grund hattest, mich loszuwerden.“

Gibson folgte ihrem Blick und ließ ihn dann wieder über den großen, hellen Saal schweifen. Dabei schien er verzweifelt nach einer Basis zu suchen, auf der er einen wirkungsvollen Protest aufbauen konnte. Seine Selbstsicherheit war völlig zusammengebrochen.

„Das muß Wahnsinn sein!“ wimmerte er, als sein starrer Blick wieder zu Anita zurückkehrte.

„Umso mehr Grund, mich Deiner anzunehmen“, versicherte sie ihm, immer noch mit einem Anflug von Ironie. „Du kommst mit mir.“

„Nein, nein!“ stieß er hervor.

„Doch, doch! So seltsam es scheinen mag – Du interessierst mich ein bißchen, so verändert Du auch bist!“

„Nein, nein! Ich will nicht!“

„Ja! Du gehörst jetzt mir – ich kann mit Dir tun, was ich will. Ich weiß, sie werden es mir erlauben, nach all dem, was Du mir angetan hast.“

„Ich sage Dir doch: Nein!“

„Und ich sage: Ja! Die Dinge haben sich gewandelt. Nicht Du bist hier der Herr. Kein Wort weiter, Du kommst jetzt mit mir!“

Sie sprach nicht unfreundlich, aber mit einer gewissen Autorität und wandte sich zum Gehen. Gibsons Arm wollte sich wie gegen den Sog eines unsichtbaren Stromes stemmen – aber er griff ins Leere und folgte der Tänzerin wie ein geprügelter Hund durch das Gewühl zur Ausgangstür. Er schwankte wie ein Betrunkener.

Sylvia hatte all das mit wachsendem Erstaunen beobachtet und wandte sich dann an Wallace. Sie blickten einander lange an, ehe einer von ihnen wieder reden konnte. Hinter seiner Stirne arbeitete es.

„Wenn ein Mann eine Frau ermordet hat“, grübelte Wallace, „und nachher selber stirbt und sie im Jenseits trifft – was könnte dann wohl geschehen? Würde sie vor ihm fliehen? Würde sie ihn ängstlich meiden? Oder würde sie sich ihm mutig stellen, wie Anita Brand? Und würde er, wie Gibson, fliehen wollen, aber nicht können? Würden in diesem Falle ihr Benehmen und ihre Worte so sein, wie wir es eben hier erlebt haben?“

So etwa überlegte Wallace, ehe er, in dem Bemühen, sachlich zu sein, folgendes laut zu Sylvia sagte:

W „Ich glaube nicht, daß sie heute abend noch einmal von Herrn Gibson belästigt werden.“

S „O, das hatte ich schon ganz vergessen – welche Gewalt diese Frau über ihn hat, unglaublich!“

W „Ja, sie schien anzudeuten, daß der Zeitpunkt einer Umkehrung gekommen sei, nach der Macht, die *er* einst über sie hatte.“

S „Ich habe beobachtet, daß nichts Böses in dem Blick lag, den sie Ihnen zuwarf.“

W „Ralph Gibson hat sich so abscheulich beleidigend gegen mich benommen und mir so schockierende Dinge gesagt, aber jetzt bin ich irgendwie bereit, Mitgefühl mit ihm zu haben.“

S „Vielleicht ginge das den meisten Frauen so.“

W „Sicher – aber sie muß eine furchtbare Kränkung von seiner Seite erlebt haben.“

S „Das ist sicherlich eine sehr milde Beurteilung seines Verhaltens. Er selber schien sich, nach seinen Worten und Blicken zu urteilen, weit schlimmerer Dinge bewußt zu sein – um nicht zu sagen: sich zu ihnen zu bekennen.“

W „Ja, das ist wahr. Ich traute meinen Augen und Ohren nicht. Was kann das alles nur bedeuten?“

S „Es war natürlich nicht für unsere Ohren bestimmt. Aber wir können ja schließlich nichts dafür, daß wir ein bißchen neugierig sind, nicht wahr?“

W „Gewiß nicht! Wer könnte da...“

S „Was meinen Sie: wenn ein Mann sich einer unverzeihlichen Gewalttat einer Frau gegenüber schuldig gemacht hat und sie nachher wiederträfe, in einer anderen Welt, würde die Wirkung nicht ähnlich sein, wie wir sie eben bei dieser Tänzerin erlebt haben?“

W „O nein – ich glaube, sie würde vor ihm davonlaufen.“

S „Manche Frauen vielleicht, aber sicher nicht alle.“

W „Dann denke ich, daß *er* vor ihr davonlaufen würde.“

S „Ja, aber möglicherweise könnte er es gar nicht – geradeso wie dieser Gibson.“

W „Da haben Sie recht. Er schien wie gegen seinen Willen festgenagelt.“

Wallace schaute sich zerstreut im Saale um, ehe er weitersprach: „Diese ganze Unterhaltung und sein sonderbares Benehmen deuteten eigentlich mehr auf einen Zustand im Jenseits hin als auf irdische Umstände, finden Sie nicht auch? Andernfalls ist es schwer, auch nur den Schimmer eines Anhaltspunktes zu finden.“

Sylvia seufzte und sagte verstört:

„Aber das setzt doch voraus, daß wir alle in einer anderen Welt sind, und das ist doch zu unglaublich, als daß es einer ernsthaften Überlegung wert wäre!“

„Aber was ich eben hier und auch vorher schon gesehen und gehört habe, scheint auf der selben Linie zu liegen wie die Vorfälle auf dem Schiff. Ich gestehe, daß mein winziger Verstand ganz unfähig ist, sie zu begreifen, wenn ich nicht die angedeutete Hypothese aufstelle – die Ihnen anscheinend so gar nicht behagt.“

„Könnte nicht Ihre rege Einbildungskraft irgendwelchen Dingen, die anderen Menschen gar nicht auffallen, zuviel Bedeutung zumessen? Dingen, für die man auch eine vernünftige Erklärung finden könnte?“

„Nun, ich wäre wohl der Letzte, der sich absolut nur auf sein eigenes Urteil versteifen wollte.“

„Aber ich muß Ihnen doch gestehen, daß ich innerlich so etwas wie einen instinktiven Glauben daran verspüre.“

Er lächelte sie dankbar an; Sylvia schaute sich in dem großen, hellen Saale um, der von heiteren und scheinbar glücklichen Menschen bis auf den letzten Platz besetzt war.

„Bitte, Dr. Wallace, bringen Sie mich in mein Hotel; ich bin müde – und traurig.“

VI. KAPITEL

GERUHSAM UND NACHDENKLICH LEHNTE WALLACE AN einem Baum und ließ seinen Blick über das grüne Tal schweifen. Sein Blick blieb an einer weißen Mauer auf dem gegenüberliegenden Hügel hängen, die ein geräumiges Haus inmitten eines großen Gartens umgab. Die ganze Anlage schien auf ein Institut zu deuten. Zunächst vage, aber allmählich immer bestimmter, nahm der meditierende Mann wahr, daß von Zeit zu Zeit Gruppen von 20 oder mehr Menschen aus dem Tor in der Mauer hervorquollen. Sie benahmen sich ganz sonderbar – eilig und stoßweise kamen sie herausgerannt und flohen den Abhang hinunter, als ob der böse Feind hinter ihnen her wäre.

„Nun bin ich aber gespannt, was das bedeuten soll“, murmelte er vor sich hin. Aber kaum hatte dieser Gedanke Gestalt angenommen, als er auch schon wieder verschwand; nur seine Augen registrierten das Bild. Sein inneres Denken kehrte sogleich wieder zu der Frage zurück, die ihn immerfort bewegte: Hatte er Ralph Gibson Unrecht getan, sowohl in Gedanken wie auch in seinen Andeutungen Sylvia gegenüber? Das war typisch für ihn: wenn er in der Stille sich selbst prüfte und anklagte, fürchtete er stets, ungerecht und rücksichtslos gewesen zu sein. So hatte er sich nach den Ereignissen in jenem Vergnügungsort schließlich ernsthaft gefragt, ob denn sein Geist ganz gesund wäre und war dann dem drängenden Wunsch gefolgt, die verwirrende Atmosphäre der großen Stadt hinter sich zu lassen und einen Spaziergang in die ländliche Umgebung zu machen, um die schädlichen Gedanken nebel zu zerstreuen und wieder Frieden in sein Gemüt zu bringen.

Er konnte keine vernünftigen Erklärungen für all die unfaßlichen Dinge finden!

So war er weit hinausgewandert. Das Grün der Landschaft, die Farben und Düfte blühender Blumen, sanftes Vogelgezwitscher legten sich wie Balsam auf seinen unruhigen Geist. Aber nachdem er sich hier niedergesetzt hatte, quälten ihn die anklägerischen Fragen aufs neue.

Schließlich schreckte ihn der Lärm der Leute, die aus dem weißen Tore drangen, endgültig aus seiner Grübeleien auf. Er erhob sich und ging in Richtung des Weges, der zu jenem Hügel führte. Unterwegs begegnete er einer reichlich angemalten jungen Person; ihr Rock war sehr kurz und ihre ganze Art keß und selbstbewußt. Aber eben schien sie gelangweilt und müde zu sein. Er beobachtete, daß sie, ehe sie in seinen Weg einbog, eine kleine Harfe oder so etwas Ähnliches wegwarf; und in dieser Bewegung hatte Erbitterung und Ekel gelegen.

„Was ist da oben los?“ fragte er, als sie näher gekommen war, und nickte ihr freundlich zu. „Ich dachte zuerst, es wäre Feuer ausgebrochen, als ich die Leute so herausstürzen sah, aber...“

„Das ist schlimmer als Feuer – das ist ein Irrenhaus!“ Sie lachte abrupt, ihr Blick wurde hart, obgleich sie versuchte, spaßig zu sein.

„O – und warum läßt man dann so eine Menge wieder davonlaufen?“

Sie schüttelte sich vor Lachen. „Können Sie mir eine Zigarette geben?“ fragte sie, als sie sich wieder gefaßt hatte. „Ich brauche dringend eine kleine Erfrischung nach dem Krampf, den ich da erlebt habe. . . Danke – setzen wir uns doch eine Minute, ich werde Ihnen erzählen. Sie scheinen mir nicht zu diesen Narren zu gehören.“

Sie ließ sich burschikos auf einen flachen Stein plumpsen und legte die wohlgeformten Beine übereinander, während sie gierig einige tiefe Züge tat. Wallace setzte sich

in ihre Nähe und hörte sich aufmerksam an, was sie in ihrer drolligen Art berichtete.

„Ich fiel zufällig auf ein paar Leute herein, die mir sagten, daß sie nach dem Himmelstor suchten.“

„Himmelstor – wirklich?“

„So sagten sie wenigstens. Ich merkte natürlich gleich, daß sie nicht ganz richtig im Kopf waren; denn sie meinten alle, sie wären gestorben und jetzt wieder lebendig und auf dem Weg zum Himmel. So eine Phantasterei! Und noch dazu im zwanzigsten Jahrhundert! Sie sahen alle so simpel und hinterwäldlerisch aus, wie's ja auch nicht anders zu erwarten war. Ich fragte sie, was sie denn da tun wollten – und was denken Sie? Die beiden, die mir darauf antworteten, meinten übereinstimmend, daß sie in alle Ewigkeit fromme Lieder singen und Harfe spielen würden! Stellen Sie sich das bloß einmal vor!“

„Wahrscheinlich haben sie den Symbolcharakter der Bibel zu wörtlich genommen“ deutete Wallace an, aber sein Versuch, damit alles zu erklären, wurde nicht akzeptiert.

„Verrückt aus Religion – weiter nichts!“ war das prompte und unbedingte Urteil des Mädchens. „Trotzdem – ich fühlte mich von der Aussicht angesprochen, einen großen Chor mit Harfenbegleitung anzuhören – denn Musik, müssen Sie wissen, ist meine Leidenschaft. So ging ich mit, um mir die Show anzusehen. Man hat ja nicht jeden Tag Gelegenheit zu so etwas. Anscheinend hatte jemand den Leuten erzählt, das ‚Tor‘, nach dem sie suchten, sei da oben. So rannten sie wie besessen los, daß ich ganz außer Atem war und kaum mitkam.“

„Getäuschte, aber ernsthafte Seelen!“ warf Wallace ein.

„Ach was – Ernsthafte ist etwas, das Verdrehten und Verrückten nie mangelt“ meinte sie verächtlich und lachte. „Man könnte meinen, daß sie überrascht gewesen wären, als sie ganz ohne Schwierigkeiten eingelassen wurden – ohne Eintrittskarte, ohne Glaubensbekenntnis, ohne

die strengen Fragen eines Petrus oder dergleichen. Alle schienen es vielmehr ganz in Ordnung zu finden, daß sich die Türe einfach öffnete; und so strömten wir hinein.“

„Es nahm sich wohl niemand die Zeit, darüber nachzudenken.“

„Also – ein junger Mann – anscheinend ohne jede *amtliche* Befugnis – gab uns allen niedliche kleine Harfen, Imitationen der antiken griechischen Lyra, die ein kleines quietschendes Schwirren von sich gaben. Dann mußten wir uns dem Marsch in die große Halle anschließen, wo ich zuerst regelrecht erschauerte. Eins der schönsten Lieder wurde von Hunderten zauberhafter Stimmen so recht von Herzen vorgetragen. Aber bald hatte ich genug und suchte mir den Weg zum inneren Saal. Dort herrschte jedoch die allergrößte Konfusion. Jeder schien entschlossen zu sein, für sich selbst zu singen und auf der kleinen Harfe zu klimpern. Dutzende von verschiedenen Liedern kämpften auf einmal gegeneinander! Die abflauende Begeisterung und eine tödliche Müdigkeit schien ihnen allen zu Kopf zu steigen – *diese* Mißklänge! Leidende Heilige – ja – aber es war einfach höllisch! Die modernsten Komponisten haben sich so etwas von Disharmonie nicht träumen lassen! Jedem Beobachter mußte klar werden, daß diese armen Himmelsucher sich zu Tode langweilten; aber die Aufseher in diesem Konzert zwangen sie immer wieder durchzuhalten. Und die meisten hielten auch durch – bis sie umfielen oder schwindlig wurden, umherirrten und sich in die Ecken verkrochen.“

„Ich glaube, ich fange an zu begreifen“ sagte Wallace, ohne in ihr lustiges Lachen einzustimmen.

„Also – ich blieb die ganze Zeit über am Rande des Orchesters, und als ich's nicht länger aushalten konnte, stöberte ich einen Türhüter auf und setzte ihm zu: ‚Lassen Sie mich sofort raus, das ist hier ja ein ganz alberner Schwin-

del! Er meinte: ‚Wenn Sie davon fest überzeugt sind, darf ich Sie natürlich gehen lassen.‘

„Ich hab’s schon die ganze Zeit gewußt“, sagte ich ihm, „ich folgte den Leuten ja nur, um zu sehen, was sich ereignen würde“. Er erzählte mir dann, daß sie an einem Ende Dutzende hereinließen und am anderen wieder hinaus. Ich zwinkerte ihm zu und schenkte ihm mein schönstes Lächeln, daß er mir die Tür öffnete – und da bin ich! Das ist alles. Daß so etwas überhaupt erlaubt wird!“

„Ja, erlaubt – zugelassen!“ grübelte Wallace. „Ob wohl die ganze Sache mit Absicht aufgezo- gen wird, um die Leute vom Irrtum ihrer Anschauungen zu überzeugen? Wenn ja – dann ist es doch sehr nützlich und rechtfertigt sich vollkommen durch sich selbst.“

„Das weiß ich nicht, und es ist mir auch egal. Das ein- zige, was ich im Moment weiß, ist: wenn ich nicht bald ein richtiges Symphoniekonzert höre und diese gräßlichen Mißtöne aus dem Kopf kriege, dann gehe ich ein!“

„Nun, auf die Erfüllung dieses Wunsches brauchen Sie nicht lange zu warten. In der Stadt wird sich das wohl ma- chen lassen.“

„Ja, ich muß sofort zurück – und zwar auf der Stelle!“

Sie sprang mit einem Satz auf ihre schönen Beine.

„Also: bis später! Und vielen Dank noch für die Ziga- rette – sie hat mir das Leben gerettet!“

Seine amüsierten Blicke folgten ihr, als sie mit schwin- genden, energischen Schritten davonging. Dann wurde sein Gesicht wieder ernst, als er das erneute Geplapper vom Hügel herabtönen hörte und sah neugierig zum Tor, das eben wieder einen Trupp gestikulierender, enttäuschter Menschen ausstieß.

„Ob ich nicht selbst einmal hinaufgehen sollte, um den Leiter dieser Veranstaltung um Auskunft zu bitten?“ über- legte er. „Vielleicht ein andermal. Jetzt muß ich weiter.“

Er war noch nicht weit gegangen, als er auf einer kleinen Anhöhe zur Rechten wieder so ein weißes Tor zu einem ummauerten Bezirk sah. Eilige Schritte näherten sich, Steine prasselten vor seine Füße, und ein Mann sprang auf seinen Weg. Er blickte Wallace aus munteren und scharfen Augen an. Seine Hände waren rau, und seine ganze Erscheinung deutete auf einen Arbeiter.

„Sagen Sie mal, guter Freund“, rief er ihm entgegen, „haben Sie auch schon einen von diesen famosen Himmeln ausprobiert?“

„Himmeln?“

„Na ja – was sie hier so nennen.“

„Nein, ich hatte noch keine Gelegenheit dazu.“

„Na, ich glaube, dann sind Sie besser dran als ich. Ich habe bis jetzt zwei davon ausprobiert, und nun hab ich die Nase voll!“

„Wollen wir uns nicht einen Augenblick hinsetzen, daß Sie mir davon erzählen können?“

„Natürlich, gern. Ich hab den Narren gespielt, und da kann's wohl nichts schaden, wenn ich es zugebe.“

„Dachten Sie wirklich, daß Sie in den *Himmel* kamen?“

„Um die Wahrheit zu sagen: so ganz sicher war ich nicht. Aber was dieser Haufen, auf den ich reinfiel, alles sagte, das schien so – so sicher, als wenn alle etwas davon wüßten. Darum ging ich mit. Der erste Raum da oben war so eine Art Psalmen-Singsaal. Predigen und beten und singen – alles auf einmal in einer Riesenhalle. Der Trupp, mit dem ich hineinging, hatte die Vorstellung, daß der Himmel so eine Art große Kirche sei, in der man ‚auf ewig Zions Lieder singt‘. Ich hatte ja meine Zweifel über die ‚immerwährende Freude‘ und so, aber ich machte erst mal mit, um zu sehen, wie der Betrieb weitergehen würde. Und er ging etwa zwei Stunden so weiter! Dann wurden sie alle müde, wurden es satt und einige fingen an, verrückt zu spielen!“

„Obwohl sie doch freiwillig hineingegangen waren?“

„Aber endlich, sehen Sie, als wir mehr wie überfüttert waren, konnten wir den Ausgang nicht finden und wimmeln von einem der großen Säle in den anderen – den ganzen Tag und die ganze Nacht. Ehe sie uns dann rausließen, balgte sich alles um den vordersten Platz – und was für Flüche man da zu hören bekam! Und verrückte Leute gab’s da, sage ich Ihnen, die warfen sich die Choralbücher an die Köpfe und beschimpften sich – besonders als wir den Ausgang gefunden hatten und jeder der Erste sein wollte, wenn die Tür aufging.“

„Öffnete sie sich denn gleich, als Ihr sie gefunden hattet?“

„Noch nicht einmal durch einen tüchtigen Stoß! Es sah aus, als sollte sie nie aufgehen. Und als wir da schwitzten und uns herumstießen und lauerten, kam endlich so ein Bursche und machte es obendrein noch schlimmer, indem er uns was vorpredigte. Ich hab das meiste davon vergessen – aber er erzählte uns etwas vom ‚Himmelreich in uns‘ und sagte so ungefähr: der Himmel sei ein Lebenszustand und ein Ort zugleich; nur unser innerer Zustand könne uns an jenen Ort bringen... Na, was sagen Sie dazu?“

„Das klingt mir doch sehr vernünftig.“

„Na – mir klang das aber bloß wie ein sehr kalter Trost für müde und enttäuschte Menschen, die’s doch nicht besser gewußt haben. Aber in dem andern Himmel mußten wir uns noch Schlimmeres anhören, ehe wir da rauskamen!“

„Und wie war’s denn dort?“

„Also ich war verrückt genug, noch mit einem anderen Haufen auf ‚Himmelsjagd‘ zu gehen. Die hatten ein Gerücht gehört, da oben wäre ein wunderbares Paradies mit Tausenden Obstbäumen und Haufen von fabelhaften Früchten. Es war natürlich leicht, da reinzukommen – aber raus, das war vielleicht ‘ne Plage. Eben erst ist mir’s geglückt – nach drei Tagen. Glauben Sie mir, mir stand’s bis zum Hals!“

„Das will ich gern glauben. Diese zweite Erfahrung nach der ersten muß sie ja allerhand gelehrt haben.“

„Der erste Tag war ganz wunderbar. Die Früchte schmeckten wie sie aussahen, und jeder war freundlich und glücklich. Aber schon der zweite Tag war nicht mehr ganz so nett, und am dritten waren wir alle bloß noch dran interessiert, wie man da wieder rauskommen könnte. Wenn ich jemals wieder ein Stück Obst esse in meinem Leben, prügle ich mich selber. Ab sofort such ich mir mein Futter selber!“

Wallace lachte: „Da muß ich Ihnen recht geben. Das Vorrecht, meine eigene Diät zu wählen, ist ein wesentlicher Bestandteil unserer menschlichen Freiheit im Streben nach Glück.“

„Und was glauben Sie – als wir endlich den richtigen Ausgang gefunden hatten, mußten wir drei tödliche Stunden davor schmoren, ehe uns geöffnet wurde. Dann erst kam einer von diesen Parkwächtern und predigte uns endlos an. Ich finde, das ist eine unfaire Art, seinen Vorteil auszunutzen!“

„O, ich weiß nicht. Nachdem sie einen Haufen Leute drei Tage lang auf öffentliche Kosten gefüttert hatten, sollte ich meinen, daß sie auch ein Recht darauf hätten, ihnen ihren Irrtum klar zu machen.“

„Das war aber nicht der rechte Augenblick, solche Predigten anzuhören!“

„Was sagte denn dieser ‚Parkwächter‘?“

„Das meiste hab ich natürlich vergessen, aber an eins erinnere ich mich noch: Er erzählte uns, daß das Glück des Himmels im Dienst am Nächsten bestehe, und wenn wir uns einbildeten, wir könnten hier herumlungern und nichts tun, würden wir kriegen, was uns zustehe. Sie verstehen, das sind nicht seine eigenen Worte – denn er konnte wirklich sehr hübsch reden – aber das ist etwa der Sinn. Nun, würde Sie das nicht auch ärgern?“

„Ich möchte eher sagen: das ist sehr vernünftig.“

„Na hören Sie, ich hab mein gerüttelt Maß an Plackerei mit ‚schwieliger Faust‘ gehabt, wie’s immer so schön in den Zeitungen heißt. Und mein Lebtage hab ich gehört, daß der Himmel ein Ruheplatz ist, und natürlich hab ich damit gerechnet, das Arbeiten aufzugeben, wenn ich hinkommen würde. Es ist mir auch ganz gleich, was dieser Parkwächter schwätzt: ich höre auf!“

„Aber guter Mann, was denken Sie wohl, wo Sie sich jetzt befinden? Sie meinen doch nicht etwas, daß dies hier –“

„Aber sicher ist das hier der Himmel! Alle sagten ja, wenn ich nach dem Tode weiterlebe...“

„So, so – ist Ihnen das auch gesagt worden?“

„Ja doch – und ich hab ‘ne Menge Leute getroffen, die das glaubten. Was kann denn das hier anderes als der Himmel sein? Ich sehe jedenfalls kein Höllenfeuer.“

„Wie die meisten von uns, müssen Sie noch viel lernen.“

„Na gut – wenn das nicht der Himmel ist, muß es ja wohl der Weg dahin sein. Ich hab mir eingebildet, ich hätte ihn da oben hinter der Mauer gefunden. Das ist sicher so ‘ne Art Paradies, aber ich bin genepft worden. Überhaupt – was ist das für ein Gerede von einem Himmel, wo jeder arbeiten muß? Nein, mein Herr – ohne mich! Ich sehe mich nach einem guten und bequemen Leben um.“

„Lassen Sie sich etwas von mir sagen, mein Freund“
Wallace blickte ihn ernst an. „wenn ich etwas in meinem Leben gelernt habe, so ist es dies: es gibt keinen Spaß, keine Befriedigung für irgendeinen Menschen, ohne eine Tätigkeit, und ich habe vor, mir so bald wie möglich eine zu suchen. Gerade jetzt sehe ich mich ein bißchen um und lerne jede Minute etwas Wertvolles hinzu.“

„Rumgucken und Dazulernen ist ja ganz schön, wenn man dafür veranlagt ist – aber ich denke gar nicht daran zu arbeiten, wenn ich drumherumkommen kann.“

„Nun, ich wünsche Ihnen einen Anlaß, Ihre Meinung zu ändern – wenn Sie das tun, wird’s Ihnen besser gehen.“

Der Mann stand abrupt auf und wandte sich zum Gehen. Dabei sagte er mit freundlichem Grinsen: „Irgendwie sind Sie selbst mir sympathischer als Ihre Ratschläge! Wünsche Ihnen Glück.“

Und mit einem Winken der Hand ging er seiner Wege.

„Und wer bin ich, daß ich jemand raten kann?“ fragte sich Wallace, als er über seine eigenen Probleme und Ungewißheiten nachdachte. Seine quälenden Gedanken hatten ihn ja gerade bewogen, diesen Spaziergang ins Freie zu machen. Aber anstatt aus seinem Gedanken-Irrgarten herauszufinden – steckte er nicht tiefer drin als zuvor? War nicht jene neue Erfahrung dazu angetan, seine früheren Eindrücke vom Schiff und nachher an Land zu bestätigen?

VII. KAPITEL

PHILIP WALLACE BLIEB STEHEN, UM DEN ANSCHLAG AN DER Eingangstür eines großen Gebäudes zu lesen. Die Ankündigung eines Vortrags über die Entwicklungslehre weckte sein Interesse, und so trat er ein. Er fand auch noch einen Platz in dem großen, gut besetzten Auditorium. Der Redner, der auf einem Podest neben dem Lesepult stand, schien seinen Vortrag schon beenden zu wollen. Er sagte gerade:

„Und so finden wir denn den Menschen der Vorzeit als Abkömmling eines behaarten und geschwänzten Vierfüßlers. Wahrscheinlich lebte er die meiste Zeit auf den Bäumen. Der Mensch mit all seinen erhabenen Fähigkeiten trägt in seinem Körperbau noch heute den Stempel seiner niedrigen Abkunft.“

In der trockenen Stimme des Redners klang so etwas wie Begeisterung auf, als er schloß:

„Ich habe meine Argumente mit Worten des unsterblichen Darwin untermauert, dessen Werk von der ‚Entstehung des Menschen‘ wir mit Fug und Recht unsere Bibel nennen können. Natürlich sind wir inzwischen weiter vorgedrungen – aber unser Pionier hat uns auf die richtige Spur geführt. Wir wissen, daß sich die Affen der ältesten Zeiten in aufeinanderfolgenden Stufen bis zu dem Geschöpf entwickelten, von dem der moderne Mensch ein verfeinertes Abbild ist. Abschließend möchte ich noch auf den Glauben der kalifornischen Indianer aufmerksam machen, sie seien Abkömmlinge von Präriewölfen, die solange auf ihren Schwänzen saßen, bis diese sich abgenutzt hatten.“

Als der Beifall sich gelegt hatte, kündigte der Redner an, daß er nun Fragen aus dem Publikum beantworten wolle. Aus der Mitte des Saales erhob sich ein Mann. Offensichtlich verwirrt, sagte er zögernd:

„Herr Professor, diese großartigen Behauptungen, die Sie uns da von Darwin erzählten, tönnten eigentlich mehr nach Theorien als nach Tatsachen. Sein Werk eine Bibel zu nennen, scheint mir doch reichlich übertrieben – obgleich ich mich übrigens auch nicht sehr in der Bibel auskenne.“

Der Professor lächelte nachsichtig: „Sie brauchen nur Darwin gründlich zu studieren, um Ihre Zweifel loszuwerden.“

Ein anderer Fragesteller warf rasch dazwischen: „Und was sagen Sie zu jenen Fachleuten, die Darwins Ansichten für veraltet halten?“

„Es gab schon immer Antidarwinisten – ihre Argumente ermangeln jeder vernünftigen Grundlage“, war die hochmütige Antwort.

Der Fragende gab sich damit jedoch nicht zufrieden; er zitierte bekannte Autoren, die in neuen Forschungen aufgezeigt hätten, daß es schon *neben* den damaligen Baumaßen werkzeugschaffende Menschen gegeben haben müsse.

Das Gesicht des Professors wurde abweisend: „Weder kenne ich einen dieser Autoren, noch habe ich eine ihrer Abhandlungen gelesen – und ich lese, wie ich betonen möchte, alles.“

Der Andere ließ sich jedoch nicht abweisen: „Vielleicht sind Sie viel früher hier angekommen; das mag der Grund dafür sein, daß...“

„Was soll das heißen? Ich habe schon immer hier gelebt.“

„Nun, wenn in den umlaufenden Gerüchten nur ein Kern Wahrheit steckt, so ist keiner von uns schon lange in dieser Stadt.“

Der Professor verzog den Mund und versuchte gar nicht mehr, seine Verachtung zu verbergen.

„Aha, ich verstehe, worauf Sie anspielen. Sie haben auch von dieser wahnwitzigen Vorstellung reden hören, daß das hier eine neue eschatologische Existenz sei. Ich beabsichtige sowieso, demnächst etwas über diese erstaunlichen Halluzinationen zu sagen...“

Als der Fragesteller sich setzte, erhob sich ein anderer: „Ich muß gestehen, daß ich nicht sonderlich an der Frage interessiert bin, ob sich die menschliche Rasse von Bestien herauf- oder herabentwickelt hat. Viel lieber möchte ich wissen, ob Sie, wie die meisten unter uns, davon überzeugt sind, daß dies unsere liebe, alte Stadt ist, oder ein anderer, sehr ähnlicher Ort?“

Der Professor schien ein wenig zu zögern, ehe er spöttisch abwinkte:

„Wir können es uns wirklich nicht leisten, unsere Zeit mit derartigen Fragen zu vergeuden.“

„Also meinen Sie, es sei dieselbe?“

„Gewiß!“

„Aber wo ist denn die bisherige Stadtverwaltung? Wo ist der Bürgermeister? Was ist aus all den redseligen Politikern geworden? Wo werden sie denn alle festgehalten?“

„Ich nehme an, das werden Sie schnell feststellen können, wenn Sie sich darum bemühen.“

„Nun, das habe ich getan – aber feststellen konnte ich nichts!“

„Dann fahren Sie eben fort mit Ihren Bemühungen!“

„Also, Herr Professor, da ist noch so etwas Auffallendes. Wer sind diese gutaussehenden jungen Leute, die anstelle der alten Polizei alles in Gang halten – junge Männer, die scheinbar aus dem Nichts auftauchen und wieder verschwinden, sobald sie ihre Aufgabe erledigt haben. Anscheinend verfügen sie über eine seltsame hypnotische Kraft. Nur durch ein Kopfnicken oder ein Heben der Hand

verschaffen sie sich Gehorsam und stellen die Ordnung wieder her.“

Die ganze Versammlung schien atemlos auf die Antwort zu warten; offensichtlich unsicherer als vorher, erwiderte der Professor: „Das untersuchen wir ja gerade. Wir werden es bald herausbekommen.“

„Und was sollen wir bis dahin davon denken?“

„Bedenken Sie, daß die angebliche Existenz übernatürlicher Erscheinungen allemal auf Zeugnissen von unwissenden und ungebildeten Leuten beruht und von bedeutenden Geistern abgelehnt wird. Glauben Sie an die Überlegenheit der menschlichen Vernunft! Haben Sie Vertrauen in den Verstand gesunder Menschen, die dieses sogenannte Mysterium bald aufklären werden!“

Der Fragesteller nahm zögernd seinen Platz wieder ein; seine Miene zeigte deutlich, daß er nicht sehr überzeugt war. Sogleich erhob sich ein anderer, ein Mann in mittlerem Alter, mit scharfen, intelligenten Augen; seine ganze Erscheinung deutete auf achtbares Bürgertum.

„Was diese neuen ‚Ordnungshüter‘ betrifft, habe ich Grund zu der Annahme, daß einige von ihnen nicht so jung sind, wie sie aussehen. Ich bin mit einem von ihnen ins Gespräch gekommen. Es war bei einer Verkehrsstörung, mit deren Beschreibung ich Ihre kostbare Zeit nicht verschwenden möchte. In den Augen dieses jungen Mannes lag der Ausdruck einer Lebenserfahrung und hochentwickelten Intelligenz, die auf eine gewisse Altersreife schließen ließ. Und doch waren seine Augen glänzend und klar; wie er überhaupt Frische und Energie ausstrahlte. Ich habe ihm das auch gesagt, und da antwortete er mir freundlich: ‚Wenn Sie es wirklich wissen wollen – ich bin im Jahre 1900 gestorben und war damals 30‘. Das würde also jetzt beinahe 60 ausmachen – obwohl er eher wie 20 aussah. Aber dann lenkte irgend etwas Dringendes seine Aufmerksamkeit ab, und ich hatte keine Gelegenheit mehr,

mich weiter mit ihm zu unterhalten. Nun, was meinen Sie dazu? Sie können natürlich seine Behauptung damit erklären, daß er verrückt war – aber ich kann Ihnen nur nochmals versichern, daß er eine ganz außergewöhnliche Intelligenz und Leistungsfähigkeit bewies. Er schlichtete diesen Zwischenfall so gerecht für alle Beteiligten und in einem Bruchteil der Zeit, die ein gewöhnlicher Polizist oder Richter benötigt hätten. Es steht für mich ganz außer Frage, daß er dieselbe unerklärliche Macht besaß, die auch bei anderen seiner Art beobachtet worden ist. Sehen Sie, Herr Professor, wir können wohl die Hypothese des Übernatürlichen als unbewiesen und unhaltbar ablehnen, aber wir müssen nun einmal die Tatsache anerkennen, daß diese Stadt voller Geheimnisse ist.“

Diesmal war der Professor sichtlich beunruhigt und schwieg noch, als der Fragesteller sich schon gesetzt hatte. Man sah ihm die Erleichterung an, als sich ein anderer Zuhörer erhob und ihn durch eine neue Frage der Antwort auf die vorige enthob:

„Herr Professor, was halten Sie vom neuen Flugzeugmodell?“

„Ich habe noch keines zu Gesicht bekommen.“

„Es heißt, daß es sich von allen bisherigen unterscheidet, besonders weil es keinerlei Geräusch macht.“

„Nun, das ist ja eine sehr willkommene Verbesserung.“

„Man sagte mir, daß der Motor – wenn überhaupt einer drin ist – keinen Ton von sich gibt. Und die Tragflächen haben eine ganz andere Form. In der Sonne glänzen sie in allen Farben des Regenbogens.“

„Möglicherweise ist es vergoldet und bunt angemalt – aber ich mag nicht über Dinge diskutieren, die ich nicht selbst gesehen habe.“

„Man sagt auch, einige könnten es sehen, andere nicht. Einer meiner Freunde hat mir erzählt, daß er es gesehen habe, und er ist ein absolut zuverlässiger Mensch. Die bei-

den Burschen aber, die bei ihm standen, hätten es nicht gesehen, obgleich es dicht über ihnen geflogen sei.“

„Vielleicht waren sie blind...“

„Keineswegs! Mein Freund sagt, normalerweise sähen sie so gut wie andere.“

„Die einfachste Erklärung scheint mir die zu sein, daß ihr Freund geträumt hat, und zwar so lebhaft, daß er sich einbildete, er habe das alles im Wachzustand erlebt. Warten Sie ruhig ab, bis Sie selbst dieses angebliche neue Flugmodell gesehen haben!“

Der Mann setzte sich, auch er offensichtlich unbefriedigt über diese Antworten, und sogleich erhob sich sein Nachbar. „Herr Professor“, sagte er schnell und sah dabei sehr besorgt aus, „wie kommt es nur, daß wir einige unserer Freunde niemals treffen – Leute, denen wir sonst täglich begegnet sind.“

„Sehr einfach – sie sind wahrscheinlich in eine andere Stadt gegangen!“

„Erlauben Sie, Herr Professor, aber würden wirkliche Freunde uns dies nicht mitteilen und uns Lebewohl sagen – statt von einem Augenblick zum anderen spurlos zu verschwinden?“

„O nein – nicht immer und in jedem Fall!“

„Also gut – ich will Ihnen mal erzählen, wie mir das jemand erklärt hat. Er sagte, wir könnten sie gar nicht hier treffen, weil sie noch nicht gestorben sind und weil alle Menschen in dieser Stadt in einer neuen Form der Existenz leben. Was denken *Sie* darüber?“

„Ich denke, oder besser: ich *weiß*, es ist Wahnsinn...“

„Aber wenn Sie diesen jungen Mann gesehen und gesprochen hätten – da war keine Spur von Wahnsinn an ihm zu entdecken. Es war einer von diesen neuen jungen Polizisten, einer der feinsten und smartesten Burschen, die ich je gesehen habe. Er sagte mir, dies sei nicht die alte, ursprüngliche Stadt, sondern eine Art geistiger Nachbildung

für einen vorübergehenden Zustand nach dem großen Einschnitt, den man den ‚Tod‘ nennt.“

„Wenn das nicht Irrsinn ist, was soll es denn dann sein?“

„Nun er sprach außerordentlich überzeugend – und wenn wir es glauben würden, so lösten sich viele Rätsel hier von selbst.“

„Das erinnert mich an etwas, das ich in dieser Versammlung von hochintelligenten Männern und Frauen so wieso einmal vorbringen wollte: Ich möchte Sie alle bitten, vor diesen umgehenden Gerüchten auf der Hut zu sein. Wenn ein Haiti-Neger mit seiner Zaubertrommel durch die Stadt gelaufen wäre und dann die Hälfte der Bevölkerung dächte, sie sei behext – das wäre wahrhaftig dieselbe Narterei wie die ernsthafte Beachtung dieser verrückten Zumutung, wir wären alle blutleere Schatten einer neuen, eschatologischen Existenz. Wenn ich mir den Stumpfsinn überlege, daß hochgebildete Geister diesem hirnerbrannten Unsinn überhaupt Beachtung schenken, möchte ich am liebsten das alte spanische Sprichwort zitieren: ‚Verschwendet ist die Seife auf dem Kopfe eines Esels.‘“

Er hielt an und schlug beschämt die Augen nieder, als ob er sich seiner Reizbarkeit bewußt geworden sei. Dann blickte er wieder lächelnd über die Versammlung und fuhr fort:

„Selbstverständlich ist die Natur in gewissem Sinne unzerstörbar – sie stirbt und lebt in immer neuen Formen. Aber für den *Menschen* kann es keine bewußte Unsterblichkeit geben. Eine solche Annahme setzt etwas Übernatürliches voraus. Aber die Wissenschaft kann die Möglichkeit eines übersinnlichen menschlichen Lebens nicht zugeben – und noch weniger einen das Weltall beherrschenden, persönlichen Gott. Ein vernünftiger Geist muß eine so kindische Auffassung unweigerlich ablehnen. Es ist doch augenfällig, daß ein so großes Objekt – und was wir früher das

Universum nannten, ist nur *eines* von Millionen! – nie und nimmer von einer einzigen Intelligenz gelenkt werden kann!“

Als er jetzt eine Pause machte, um diese erstaunlichen Argumente sich auswirken zu lassen, stand hinten im Saal ein junger Mann auf und bat um Gehör. Seine angenehme Erscheinung und die volle, tiefe Stimme, die bis in die äußersten Winkel des Raumes trug, fesselte sogleich die Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft. Als Philip Wallace sich umwandte, erkannte er zu seiner freudigen Überraschung denselben jungen Mann, der schon damals in dem Vergnügungsort durch Kopfschütteln und Abwinken seine Mißbilligung angedeutet hatte. Er gehörte zu jener geheimnisvollen Schar, die er bei sich „die unsichtbare Polizei“ nannte.

„Da ist also wieder der Augenblick gekommen, in dem sie eingreifen muß“, dachte er und war sehr gespannt, was er sagen würde. Aber es zeigte sich, daß die Einmischung lediglich die Form einer Befragung annahm und dabei so höflich und so subtil in der Wirkung war, daß der Professor keinen Grund zur Ablehnung finden konnte. Das vermutliche Mitglied der „unsichtbaren Polizei“ fragte ruhig:

„Ich habe nicht die Absicht, die von Ihnen behauptete Unermeßlichkeit des Universums herabzumindern – aber ist Ihnen noch nie der Gedanke gekommen, daß es ein reineres Medium über dem irdischen Äther geben könnte, in dem sich das Licht schneller bewegt, so daß Ihre Darstellung sich als unzuverlässig, ja irreführend erweisen könnte?“

Bei diesem neuen und kühnen Gedanken wandten sich die geistig Regeren unter den Zuhörern neugierig um und blickten dann wieder von dem ruhigen und überzeugten Fragesteller auf den erstarrten Professor zurück, der sichtlich überrumpelt und in die Enge getrieben schien.

„Nein, das ist mir noch nie eingefallen, und ich sehe auch keinen Grund dafür“, sagte er schließlich, und seine Stimme wurde lauter vor Erregung und Verwirrung. „Aber es ist mir aufgefallen angesichts der unbegreiflichen Unermesslichkeit des Universums, welche eine untragbare Last sich die Erfinder eines persönlichen Gottes aufgehalst haben – eine Last, unter der sie seit je hilflos taumeln – ein ebenso rührender wie lächerlicher Zustand! Ihr Gott, ausgestattet mit menschlichen Leidenschaften und nur ganz beschränkter Macht, kann doch nur kindliche Gemüter beeindrucken – oder primitive Wilde – oder Grübler mit der Mentalität eines zehnjährigen Kindes. Ihre schwächliche Vorstellungskraft versagte ja völlig, als sie diesen Gott über diesen kolossalen Bau setzten und ihm die Herrschaft über die Milliarden menschlicher Geschöpfe gaben, die in Jahr-millionen lebten und starben!“

Unverzüglich antwortete von hinten die klare, höfliche Stimme des jungen Sprechers:

„Liegt nicht die Schwierigkeit bei *Ihnen*, weil Sie die göttliche Weisheit und Macht mit der mangelhaften menschlichen Intelligenz und innerhalb der Grenzen des menschlichen Geistes messen?“

„Nein – keineswegs!“

VIII. KAPITEL

ER BRACH MITTEN IM SATZ AB UND MUSTERTE DAS GESICHT des ungewöhnlichen jungen Mannes, der da vor ihm stand und deutlich vernehmbar sagte: „Ja, und sobald Sie sich etwas ausgeruht haben, würde ich gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Ich kann Ihnen nämlich von einer Gesellschaft berichten, in der Ihre Talente im allgemeinen und auch im besonderen tiefer gewürdigt werden. Sie würden dort mit Ihren Forschungen und Erkenntnissen weit mehr Beifall und Befriedigung finden.“

Aufmerksame Beobachter nahmen zu ihrem Erstaunen wahr, wie sich des Professors Blick entspannte und er sagte: „Ich bin bereit; wir sind ohnehin schon über die verfügbare Zeit hinausgegangen.“

„Wenn ich Sie begleiten darf, kann ich Sie gleich näher informieren.“

Der Professor war jetzt so sehr von angenehmen Erwartungen erfüllt, daß er seine Zuhörer ohne die üblichen Formalitäten entließ – weder dankte er ihnen „für freundliche Aufmerksamkeit“ noch kündigte er die nächste Vorlesung an.

Als er mit seinem Führer den Saal verließ, standen nur wenige auf, um fortzugehen. Die Mehrheit verfolgte verblüfft den Abgang des Redners und seines geheimnisvollen Gefährten.

„Nun, was halten Sie davon?“ wurde Wallace von einem der Umstehenden gefragt.

„So eine Art von Hypnose!“ meinte ein anderer lachend. „In gewisser Hinsicht sah es jedenfalls danach aus –

andererseits aber auch wieder nicht. Es muß irgendeine neue Methode sein.“

Wallace wandte sich an den Mann, der ihn um seine Meinung gefragt hatte: „Mir scheint, die Menschen dieser Stadt werden wohl gelenkt, aber – und das zeichnet sich ziemlich klar ab – *wenn*, dann durch ihre eigenen Wünsche.“

„Nun, ich muß gestehen: was hier über unseren geistigen Zustand vermutet wird, überzeugt mich nicht sehr. Wenn wir die Geister von Verstorbenen sind – wo sind dann die sogenannten Engel?“

„Das würde wiederum die Frage aufwerfen: was sind überhaupt Engel? Wer weiß – vielleicht sind sie in Wirklichkeit höchstentwickelte Männer und Frauen, die ‚ihr Antlitz dem Licht zuwenden‘, wie es in der Bibel heißt. Ich habe ein wenig darüber nachgedacht, nachdem ich die Tätigkeit dieser geheimnisvollen Ordnungsmacht mehrfach beobachten konnte. Was wir soeben erlebt haben...“

„Sie wollen damit doch nicht etwa sagen...“

„Ich habe nur angedeutet, was ich mehr als einmal erlebt habe.“

„Ich fürchte, Ihre Schlußfolgerungen stimmen nicht. Denn wo ist hier der ‚Himmel‘? Und wo ist der andere Ort – jener Ort, für den sich die meisten von uns interessieren dürften? Wo ist das Höllenfeuer, von dem wir alle gelesen haben?“

„Ich nehme an, daß dies ein symbolischer Ausdruck ist und sich nicht auf eine *physische* Wirklichkeit bezieht.“

„Nun, was die biblischen Darstellungen betrifft, so sollen wir sie einfach entweder hinnehmen oder ablehnen. Wer hat das Recht, symbolische Interpretationen auszu-denken?“

„Darüber ist schon viel geschrieben worden. Es heißt, daß alle die alten mythischen Aufzeichnungen symbolisch gemeint sind. In der vorchristlichen Zeit verfochten – um nur ein paar zu nennen – z.B. die Neuplatoniker und die

Kabbalisten diese Meinung. In der Christenheit forschten Origenes und später viele andere Mystiker diesem inneren Sinn nach, und im 18. Jahrhundert behandelte Swedenborg dieses Thema mit der größten Überzeugungskraft.

„Aber wenn Sie die brennende Hölle der Rassen in den heißen Zonen und die Hölle der nördlichen Völker – ‚voll blutdürstiger Adler und bleicher Nattern‘, wie es heißt – wegerklären, was tauschen Sie dafür als Ersatz ein?“

„Man kann eine ganze wirkende Hölle nicht wegerklären. Nur vernichtende *körperliche* Qualen müssen ausscheiden. Sie müssen doch selbst zugeben, wie notwendig getrennte Aufenthaltsorte für moralisch hochstehende Personen und vorsätzliche Mörder sind – also innere Glückseligkeit für den einen und inneres Elend für den anderen. Aber sogar Verbrecher können nicht weiterleben, wenn sie nicht in gewissen Abständen etwas Vergnügen an ihrem Dasein finden – natürlich unter Aufsicht zum Schutz der Schwächeren. Ist dieser Gedanke nicht einleuchtend?“

„Das interessiert mich zwar, überzeugt mich aber nicht. Die Schwierigkeit daran ist, daß diese ganze Erklärung meines Erachtens viel zu viele ungeklärte Voraussetzungen hat.“

Eine einfache Frau, die in der Nähe stand und zugehört hatte, erklärte mit Nachdruck, daß sie auch nicht überzeugt worden sei: „Und ich will Ihnen auch sagen, warum: So manches liebe Mal hab ich mir gedacht, wenn ich einmal in den Himmel komme, so finde ich zunächst mal eine freie Landschaft vor – aber hier“ – sie hob erbittert die Hände – „ist ja alles genauso rücksichtslos zugebaut wie an meinem letzten Wohnort – und das will was heißen!“

Wallace mußte lächeln, doch dann fragte er ernsthaft: „Und warum erwarteten Sie einen so großen Unterschied zu damals? Wir sind doch zunächst noch immer dieselben Menschen!“

„Aber hier *müßte* alles anders sein!“

„Ob schlechter oder besser – *wir* bleiben wir selbst.“

Die Frau schüttelte unzufrieden den Kopf und ließ ihre Augen über die Davongehenden schweifen. Deren Stimmen klangen merklich verändert, gedämpfter, und die Gesichter der meisten waren ernst geworden.

IX. KAPITEL

DER JUNGE MANN, DER MIT GESCHLOSSENEN AUGEN IN EINEM Liegestuhl auf dem weichen Rasen eines schönen Parks lag, bewegte sich ein wenig. Ein wohltuender Schlaf hatte seine Glieder gelöst, und um die eingefallenen Lippen spielte der Abglanz eines glücklichen Traumes. Und doch umgab ihn eine Atmosphäre tiefer Traurigkeit, die in auffallendem Gegensatz zu dem strahlenden Morgen und der Frische des großen Gartens stand. Hinter den blühenden Bäumen und Sträuchern schimmerte ein weinberanktes weißes Haus, von dessen harmonisch gefügtem Portal sich geräumige Seitenflügel wie in einer liebenden Gebärde ausbreiteten, jeden Ankömmling in den Schutz ihrer heiteren Ruhe aufzunehmen.

Zwei weißgekleidete Frauen beugten sich über den Schlafenden. Die jungen Gesichter spiegelten schon die Ausgeglichenheit einer inneren Reife; auch verriet der aufmerksam forschende Blick, mit dem sie den Patienten betrachteten, Weisheit und Erfahrung. Um ihre Schwesternhauben hatten sie sich grüne Ranken gelegt – es sah reizend aus in diesem waldumhegten, friedeatmenden Bereich.

„Schau, Muriel, er wacht auf!“ sagte die eine ganz leise.

„Ja, aber leider mit gewissen Anzeichen, daß dieses Erwachen nicht so friedlich sein wird, wie wir’s wünschten“ flüsterte die andere zurück.

„Er muß furchtbar gelitten haben. Der Kummer, den er ausstrahlt, greift einem ans Herz...“

Sie schauten beide gespannt in das gutgeschnittene, vergeistigte Gesicht des jungen Mannes und grübelten dem

eigenartigen Fluidum nach, das von seiner tragischen Vergangenheit zu sprechen schien.

Als er die Augen auftat, halfen sie ihm sanft in die Höhe und redeten ihm gut zu, als er mit sichtlicher Unruhe um sich blickte:

„Haben Sie keine Angst – hier kann Ihnen nichts geschehen!“

„Der Stuhl! Der Stuhl! Sie holen mich auf den elektrischen Stuhl!“ schrie er und sprang wild auf die Füße. Dann stürzte er vorwärts, als wolle er fortlaufen und wehrte sich heftig gegen die sanften Hände, die ihn festzuhalten suchten.

„Bitte, beruhigen Sie sich – jetzt ist ja alles gut. Sehen Sie uns doch an – können Sie denn nicht erkennen, daß wir Ihre Freunde sind?“

Der junge Mensch gab schließlich den Kampf auf und keuchte:

„Dann wissen Sie also, daß ich unschuldig bin und glauben mir?“

„Ja, natürlich! Sie wurden falsch beschuldigt!“

In dem unaussprechlichen Glücksgefühl, das in ihm aufstieg, stieß der Patient einen unartikulierten Schrei aus. Dann sah er Muriel und Mariana fast schwärmerisch an und stammelte:

„Sie... wirklich – Sie glauben mir?“ Jetzt sah er auch den herrlichen Garten. „Endlich, endlich glaubt man mir! Es war wie der Tod, daß mir niemand in der ganzen Welt glauben wollte!“

„Armer Mensch! Aber nun müssen Sie uns glauben, daß das alles vorbei ist!“

„Woher wissen Sie das aber?“ fragte er eifrig. „Jeder hielt mich doch für schuldig! Jeder – außer Sylvia.“

„Das lesen wir in Ihrem Gesicht“, belehrte ihn Muriel, und ihre Gefährtin ergänzte: „...und hören es an Ihrer Stimme.“

Er zitterte immer noch unter ihren Händen und starrte sie verwundert an.

„Sie können ganz ruhig sein, wir trauen Ihnen, und hier sind Sie ganz in Sicherheit.“

„Irren Sie sich nicht, wenn Sie sagen, daß Ihnen niemand weiter glaubte?“ Mariana sah ihn forschend an, und sein Gesicht hellte sich plötzlich auf, und er sagte:

„O, jetzt erinnere ich mich: zuletzt ließen sie mich doch frei. Sie konnten nichts beweisen, und der Fall wurde abgeschlossen. Ja – ja, ich habe wohl nur geträumt, daß ich hingerichtet werden sollte.“

„Also, dann müssen Sie jetzt ganz stille sein und versuchen, gesund zu werden. Wunderbare Dinge harren Ihrer – und sogar sehr, sehr bald!“

Er seufzte erleichtert auf:

„Jetzt fange ich an zu verstehen – deshalb bin ich in dieses andere Sanatorium gekommen, in diesen schönen Garten – und *Sie* sind nun meine lieben Pflegerinnen?“

Sie nickten ihm vertraulich zu:

„Wir haben Ihnen soviel zu erzählen – aber erst müssen Sie sich noch ein bißchen erholen – und bedenken Sie immer wieder, daß wir keinen größeren Wunsch haben, als Ihnen zu helfen.“

„Seltsam: ich fühle, daß das wahr ist. Sie sind so lieb zu mir, daß Sie mich an Engel erinnern, wie ich sie mir immer vorgestellt habe...“

Er erhielt keine Antwort, nur ein geheimnisvolles Lächeln wurde ihm geschenkt, als sie ihn wieder in den Liegestuhl zurücklehnten.

Aber plötzlich lauschte er angstvoll – ein Rascheln kam aus dem Gebüsch, als der Gärtner vorüberging. Im Nu sträubte er sich schreiend, daß sie doch wieder gekommen wären und ihn zurückholen wollten, ins Gefängnis, wo der „Stuhl“ auf ihn warte.

„Sie haben meinen Namen gerufen – sie sagten, daß sie Wilbert Beverley festnehmen wollten...!“

„Nur ruhig, ganz ruhig, armer Junge – das ist doch nur der Gärtner – ein freundlicher, harmloser Mann.“

„Nein, nein, ich habe sie doch gesehen – sie winkten mir zu“ schrie er laut.

„Laß nur, die werden auch wieder verschwinden, wenn Du uns nur traust.“

Noch während er sich sträubte und die beiden Pflegerinnen ihn zu beruhigen suchten, durchdrang auf einmal sanfte Musik den Garten, wunderbare, ergreifende Töne entströmten einem unsichtbaren Ursprung.

„Immer kommt es, wenn wir es am nötigsten brauchen“ flüsterte Muriel dankerfüllt.

Von den bezaubernden Klängen entzückt und eingehüllt, entspannte sich der junge Mensch und ließ sich willig auf den Liegestuhl betten und seinen Kopf erschöpft auf das Kissen sinken.

„So, nun sind Sie wieder Sie selbst“ sagte Muriel liebevoll, und ihm schien nun mit einem Mal, als habe er bisher den Wohlklang ihrer Stimme noch gar nicht bemerkt, und er fragte fast hastig:

„War ich eigentlich bewußtlos, als man mich hierher brachte?“

„Ja, Sie waren sehr krank – aber alle, die zu uns kommen, sind bald wieder gesund und munter.“

„Machen Sie denn hier eine Art Wunderkur? Oder ist es nur Ihre liebevolle Pflege... Sie – Sie sind so gütig...“

Die Augen fielen ihm zu, seine Lippen bewegten sich nicht mehr, der Kopf sank zur Seite – er schlief.

Die beiden Frauen sahen sich an, und Muriel sagte leise: „Es ist eine Gemütskrankheit – das dauert seine Zeit... Wenn sie von den Schlachtfeldern kommen oder aus dem Schock entsetzlicher Explosionen, selbst wenn ihr Körper in Stücke gerissen war, so sind sie doch fast augenblicklich

wieder sie selbst. Aber von einem umnachteten Geist hebt sich der Schatten nur langsam. Der Geist des Menschen kommt eben ganz und gar zu uns – alles Körperliche bleibt im Reich der Materie zurück...

„Ach, er hat so sehr gelitten, und er ist so nett!“

„Ja, und von ganz seltener Empfindungskraft... der Stoff, aus dem die großen Lichter der Menschheit gemacht werden. Zweifellos ist er nur deshalb unter dem Druck der falschen Anklage zusammengebrochen – überanstrengt, wie er schon vorher war. Wir müssen uns sehr um ihn kümmern“

Mit diesen Worten gingen die beiden in das weiße Haus hinein.

Als Wilbert Beverley die Augen aufmachte, fand er sich wieder allein. Sein Geist war klar und voll Frieden. Die wunderbare Musik war verklungen – aber die Blütendüfte des Gartens legten sich wie eine schützende Hülle um ihn, und das Rauschen der Bäume vereinigte sich mit leisen Vogelrufen zu einem einzigen beruhigenden Gesang.

Eine Zeitlang lag er so – matt und zufrieden. Dann aber kamen die wimmelnden und bedrängenden Schatten der Erinnerung wieder: die Anspannung der Zeit, in der er durch seinen Übereifer Sylvia zu gewinnen hoffte, der Schock der Anklage, die Verwirrung und das Elend des Gerichtsverfahrens, das „perfekte Alibi“, das ihm zwar die Freiheit wiedergab, aber körperlich gebrochen und geistig umnachtet, die trüben Tage im Sanatorium, nur erhellt durch Sylvias liebevolle Briefe – das zermürbende Warten auf neue Körperkräfte und bleibende Gesundheit des Geistes. Ja – dies, die ungetrübte Klarheit des Gemüts wiederzuerlangen, war der große, oft ohne Hoffnung geführte Kampf. Hatte er ihn jetzt endlich gewonnen?

Da – was war das? Kam da nicht ein verstohlener Schritt näher? War seine Sicherheit nur ein schöner, vorübergehender Traum? Schritte – näher, immer näher...

Er sprang auf – zitternd und ganz behende vor Schrecken. Jäh verlor er die Gewalt über seinen Geist, und wie von einem grellen Blitz erhellt, zuckten seine alten Einbildungen wieder auf: er war also irgendwie entkommen und in diesem Narrenparadies gelandet – aber jetzt *erkannte* er es – jetzt waren sie gekommen, um ihn festzunehmen – sie waren schon da – es war keine Zeit zu verlieren...

Verstört um sich blickend, stürzte er sich keuchend in das nächste Gebüsch und beobachtete atemlos, wie ein – Gärtner vorüberging. Dann rannte er los, sprang zur Seite, wartete, rannte weiter und brach durch Sträucher und herabhängende Zweige, die ihn vor den Blicken des Gärtners verbargen. Schließlich sah er ein Tor in der Gartenmauer, lief darauf zu, fand es offen, schlüpfte hinaus und stolperte den steilen, bewaldeten Abhang hinunter.

Vergnügt vor sich hinsummend kam Muriel mit einem Tablett voller Erfrischungen in den Garten. Als sie den Liegestuhl leer fand, sah sie sich verwundert und etwas beunruhigt um. Nach einer Weile rief sie Mariana heraus:

„Sieh nur, er ist fort – wo kann er nur sein?!“

„Womöglich haben ihn seine Halluzinationen wieder übermannt – das mußten wir ja noch eine Zeitlang erwarten...“

„Der Arme, und ich hatte schon gehofft, es wäre endgültig vorbei!“

Man rief den Gärtner; die ganze grünende und blühende Umgebung wurde abgesucht – vergeblich. Schließlich dachte man an das nur angelehnte Gartentor:

„Fort!“

„Sicher ist es zu irgendeinem guten Zweck erlaubt worden. Fast alle müssen ja erst noch durch solche Anfechtungen hindurchgehen, ehe die irdischen Fesseln gebrochen sind und das wachsende Licht endgültig das Dunkel verscheucht. Wir können jetzt nur dafür beten, daß er auf seiner Wanderung nicht zuviel leiden muß.“

„Und“, meinte Muriel mit hoffnungsvollem Lächeln,
„daß er nicht zu weit in die Irre geht und bald zu uns
zurückfindet.“

X. KAPITEL

PHILIP WALLACE GING NACHDENKLICH DURCH DIE STRASSEN der geheimnisvollen Stadt, als er sich plötzlich einem jener Ordnungshüter gegenüber sah, die er schon so oft beobachtet hatte. Ein freundlicher Blick ermutigte ihn, sich ihm zu nähern und schüchtern, aber doch nachdrücklich zu bitten:

„Wenn Sie nicht gerade Wichtigeres vorhaben, würde ich gern...“

„Das Wichtige liegt für mich da, wo ich gerade gebraucht werde. Was wünschen Sie also mit mir zu besprechen?“

Er sah noch jung und sehr intelligent aus und lächelte Wallace freundschaftlich an, so daß dieser keine Fremdheit mehr spürte.

„Danke sehr. Wollen wir vielleicht hier hineingehen?“

Sie traten durch einen Torweg in eine Art Restaurant, in dem allerlei Erfrischungen an kleinen Tischen serviert wurden. Der Straßenlärm drang nur gedämpft herein; die ganze Atmosphäre des angenehm eingerichteten Raumes umfing sie mit wohltuender Ruhe.

„Würden Sie“ – Wallace blickte sein Gegenüber etwas unsicher an – „würden Sie gern etwas mit mir zusammen genießen?“

„Mit Vergnügen!“

„Das erleichtert mich sehr – jetzt weiß ich, daß Sie – trotz allem – menschlich sind. Mir dämmerte etwas von der wirklichen Situation – und dann fürchtete ich, es könnte sich vielleicht etwas herausstellen, was mich mit Scheu erfüllen müßte...“

Der junge Mann lachte leise.

„Seien Sie versichert, daß wir alle ‚menschlich‘ sind! Und daß ich die freimütigsten Fragen gern beantworten werde.“

Philip Wallace fühlte sich immer behaglicher. Dieser offensichtlich hochgestellte Vertreter einer geheimnisvollen Ordnungsmacht gab sich wie ein netter, sauberer junger Mann von großer Intelligenz und gutem Willen. Sie lächelten einander wie gute alte Freunde an.

„Ich sah Sie gestern Abend einen gutwilligen Gefangenen abführen – arretieren scheint mir nicht der richtige Ausdruck zu sein -, und dazu möchte ich einige Fragen an Sie richten. Dieser materialistische Professor führte sich ja zuletzt ziemlich wild und töricht auf – aber ich habe doch eine gewisse Sympathie für seinen wissenschaftlichen Eifer gespürt...“

„Das ist auch völlig berechtigt.“ Sie wurden kurz unterbrochen, als die Serviererin das Gewünschte brachte und ihnen dabei freundlich ins Gesicht blickte. „Sehen Sie, eine solche Sympathie ist – begrenzt – gar nicht so fehl am Platz. Die Wunder der Schöpfung zu erforschen ist ein nobles Unterfangen – aber es sollte den Glauben an den großen Baumeister der Natur *stärken* und nicht zerstören!“

„Ja, das gebe ich unbedingt zu. Auch ich war einmal ein Wissenschaftler und habe in meinem Laboratorium allerlei Forschungen getrieben, mit denen ich der Menschheit wirklich zu dienen hoffte. Aber“ – Wallace seufzte – „es ist mir nicht gelungen.“

„O doch – nichts ist Ihnen mißlungen.“ versicherte ihm sein Gegenüber mit Wärme. „Keine ernsthafte und selbstlose Bemühung ist je vergebens. Zumindest segnet sie den Menschen, der sich ihr unterzieht, mit dauerhafter geistiger Bereicherung.“

„Das tröstet mich ein wenig.“

„Ich *möchte* Sie auch ermutigen.“

Nach einer Pause fragte Wallace: „Was nun diesen Professor betrifft, Sie haben ihn doch nicht etwa eingesperrt?“

„O nein, in dieser Stadt und in ihrer weiteren Umgebung gibt es keine Gefängnisse. Hier ist so etwas nicht nötig.“

„Und dies ist auch nicht die alte irdische Stadt, wie manche sich einbilden – nicht wahr?“

„Zweifellos ist Ihnen das schon lange klar. Nur ist es so: alle, die hier oder in einem anderen Vorhof der Ewigkeit ankommen, sehen ausgesprochene Ähnlichkeiten mit den Orten, die sie bis dahin auf Erden bewohnt hatten. Das gibt den Neuankömmlingen Vertrauen und Sicherheit, und es hilft ihnen, in völliger Freiheit zu sich selbst zu kommen.“

„Ich hoffe so sehr, daß ich noch viel mehr darüber lernen werde. Aber zunächst möchte ich fragen, was Sie mit jenem Professor gemacht haben.“

„Ihm wurde lediglich geholfen, einige Stationen näher an seinen endgültigen Aufenthaltsort heranzukommen. Es war Zeit für ihn. Wir greifen nur ein, wenn zu befürchten ist, daß andere, vielversprechende Gemüter geschädigt werden könnten.“

„Man sah, daß ihm Ihr Vorschlag gefiel.“

„Er wird zufrieden sein mit dem, was er in den neuen Zuständen vorfindet. Dort kann er freier sprechen, offenkundiger er selbst sein und nur auf Gleichgesinnte einwirken. Ich bin sicher, daß er schon jetzt über den Wechsel erfreut ist, den er als Fortschritt empfindet – was er für *ihn* ja auch ist.“

„Meinen Sie damit eine Zwischenstation auf dem Wege zu einer Art ‚Hölle‘?“ fragte Wallace neugierig. „Natürlich nicht die traditionelle Feuerhölle – darin habe ich schon lange ein Mißverständnis der alten Schriften gesehen.“

„Sie haben recht – das Höllenfeuer ist nur die glühende Lust und der brennende Haß vorsätzlich böser Gemüter.“

Was den Professor angeht, so kann ich mit Sicherheit nur sagen, daß er jetzt seinem passenden Wohnsitz näher ist als zuvor. Aber was sein endgültiges Schicksal sein wird, kann ich nicht wissen. Ich kann Ihnen aber versichern, daß alle – wo immer sie hingelangen mögen – es gern und freiwillig tun, und daß sie größere Befriedigung in jener Existenz finden werden als irgendwo anders. Auf der geistigen Ebene findet sich stets Gleiches zu Gleichem – und was man liebt, führt einen unfehlbar zum entsprechenden Ort.“

„Ihrer Meinung nach scheint es also auch in den niedersten und schlimmsten Orten immer noch ein gewisses Vergnügen an dieser Existenz zu geben – sogar eine Art von Glück?“

„Ja, in gewissen Grenzen. Natürlich müssen Gesetz und Ordnung aufrecht erhalten bleiben. Mörderische Gewalttätigkeit muß in Schach gehalten und die Stärkeren müssen daran gehindert werden, die Schwachen zu quälen. Und das bedeutet für sie eine Strafe, weil ihre bösen Absichten vereitelt werden. Aber selbst in diesen Grenzen finden sie eine gewisse Befriedigung, und die wird ihnen gegönnt, weil sie sonst aller Freiheit verlustig gingen; denn Freiheit bedeutet leben... Sie werden verstehen, daß solchen Individuen besondere Aufenthaltsorte angewiesen werden müssen – um ihrer selbst und der anderen willen. Allein die Atmosphäre des *himmlischen* Reiches würde ihnen beklemmende Atemnot verursachen und sie veranlassen, sich willig in die ‚Hölle‘ zu stürzen.“

„Also gibt es doch zwei große, streng getrennte Abteilungen?“

„Ja – und jede von der anderen unermeßlich verschieden, mit unzähligen Untergruppen, die den inneren Bedürfnissen der ganzen Menschheit angepaßt sind.“

„So gehen also von der großen veränderlichen Bevölkerung dieser Stadt einige in dieser, andere in jener Richtung einmal hinaus?“

„Unvermeidlich! Dieser Ort ist ein Teil der großen geistigen ‚Tenne‘, auf der die Trennung der menschlichen Spreu vom menschlichen Weizen durchgeführt wird. Dieser Prozeß vollzieht sich innerlich und äußerlich – im Geistigen des Individuums, wie auch in seinem Verhältnis zu den anderen.“

„Wollen Sie damit sagen, daß hier also eine stufenweise Vervollkommnung oder eine fortschreitende Entartung stattfindet?“

„Beide Vorgänge werden schon im irdischen Leben durch freie Wahl entschieden – entweder durch ernsthafte Bemühung um Besserung oder durch bewußte Unterlassung.“

„Und diese große ‚Dreschtenne‘ ist an sich ständig da, wenngleich für den Einzelnen nur ein vorübergehender Aufenthalt?“

„Jawohl, und es kann gar nicht anders sein, strömen hier doch unzählige Seelen nach Ablauf ihres irdischen Lebens herein. Ich will Ihnen das einmal anhand der Funktionen des menschlichen Körpers erklären: Man kann diese Übergangsregion gewissermaßen den Magen des geistigen Reiches nennen, in den alles zuerst hineinkommt und von wo die wertvollen Elemente allmählich in den himmlischen Leib aufgesogen und die unbrauchbaren schließlich ausgeschieden werden.“

„Das ist ja eine sehr anschauliche Schilderung – aber letztlich doch ein schrecklicher Gedanke...“

„Aber weniger schrecklich als das, was unweigerlich eintreffen würde, wenn die unbrauchbaren, üblen Elemente gegen ihren Willen zur Besserung gezwungen würden! Denn das müßte ihren freien Willen zerstören, und ohne die göttliche Gabe der freien Entscheidung wäre der Mensch doch nichts als ein erbärmlicher Automat!“

Philip Wallace sah ernst vor sich hin.

„Für mich erhebt sich immer wieder die Frage, ob es einem Menschen wohl möglich ist, die Richtung seines Weges zu erkennen...“

„Meistens, würde ich sagen, ja! Doch gibt es Fälle, in denen es schwierig ist, weil durch gewohnheitsmäßige Heuchelei Gut und Böse sich so verwickelt haben, daß sie vom menschlichen Gemüt kaum auseinanderzuhalten sind. Dieser zwiespältige Zustand verlängert die Entwicklung natürlich und kostet viel Mühe, da die innere Neigung nach zwei Seiten zieht, ehe die Verwirrung aufgelöst ist und sich endgültig herausstellt, ob das Gute oder Böse in ihm gesiegt hat.“

„Ist das nicht die Geschichte eines jeden Menschen, der überhaupt mit sich kämpft?“

„Bis zu einem gewissen Grade wohl, aber bei den meisten ist die Verwicklung zwischen Gut und Böse nicht so groß. Im allgemeinen kann ein Mensch, der ehrlich versucht, sein Inneres zu erforschen, seine herrschenden Neigungen einigermaßen erkennen.“

„Was auch immer seine Vergangenheit gewesen sein mag?“

„Es handelt sich dabei nicht so sehr um seine vergangenen Sünden, sondern vielmehr um seine Einstellung zu ihnen und um seinen tatsächlichen Gemütszustand und seine Motive. Wenn seine Wandlung ganz ehrlich und von Dauer ist, wenn er sich demütig an eine *höhere* Macht wendet und sich seine Besserung nicht selbst zuschreibt, wenn er seinen Mitmenschen gegenüber guten Willens ist und denen, die ihn beleidigt haben, nichts Böses wünscht – dann hat sein Geist begonnen, himmlische Atmosphäre zu atmen, und er schlägt den rechten Weg ein. Wenn er aber selbstzufrieden von seiner Vortrefflichkeit überzeugt ist und sich für ein gottähnliches Wesen hält, das aus eigener Kraft lebt – dann ist sein Sinn für die himmlischen Einflüsse

verschlossen. Ein solcher Mensch läuft unvermeidlich in falscher Richtung weiter.“

„Damit haben Sie die beiden gegensätzlichen Zustände so scharf definiert wie Licht und Finsternis“, sagte Wallace mit einem Seufzer der Erleichterung. „Aber mir scheint, daß die Schwierigkeit für viele in dem Mangel an gutem Willen und auch in der Konsequenz liegt, immer wieder ein solches Blitzlicht auf ihre geheimen Neigungen zu werfen.“

„Das ist natürlich wahr. Viele scheuen diese Anstrengung. Aber wenn ein Mensch allein mit sich selber spricht und sich die Frage stellt, wie er wohl handeln würde, wenn er keine Rücksicht auf seinen guten Ruf zu nehmen und keine Strafe zu befürchten hätte, dann müßte er sich eigentlich erkennen und sein zukünftiges geistiges Geschick vernünftig beurteilen können.“

In die darauf folgende Stille hinein warf Wallace schließlich die Frage: „Und gibt es für alle – ohne Ausnahme – ein ewiges Leben?“

„Ja, ein völliges Auslöschen ist unmöglich, weil ein Funke der göttlichen Sonne für immer in der menschlichen Seele lebt.“

Man sah es Wallace an, daß ihn noch weitere Fragen bewegten, und sein Gegenüber nickte ihm aufmunternd zu.

„Dieses Gespräch drängt mich zu der Bitte, mir etwas über den Hergang der Schöpfung zu sagen...“

„Gern. Ich will mich kurz fassen: Das Ausfließen oder Strömen aus der Göttlichen Quelle des Lebens ist kein abstrakter Vorgang. Es handelt sich nämlich dabei um eine ganz reale geistige Substanz. Die Schöpfung und ihre Erhaltung beruhen darauf. Und diese göttliche Ausstrahlung reicht in aufeinanderfolgenden Graden und Begrenzungen bis herab in die allerletzte irdische Materie.“

„Macht das nicht die ganze Natur zu einem Teil Gottes?“

„Keineswegs – denn wenn die göttliche Ausstrahlung dort Materie würde, mithin endlich, bliebe sie ja nicht mehr ein Teil des Unendlichen.“

Nachdem er noch auf weitere Fragen Antworten erhalten hatte, die ihn befriedigten, sagte Wallace mit großer Wärme zu seinem Begleiter:

„Ich bin Ihnen zu tiefem Dank verpflichtet. Es ist mir nun so vieles klar geworden, was ich bisher nur dumpf ahnte.“

Der junge Mann lächelte glücklich.

„Das freut mich“, versicherte er, „doch vergessen Sie nicht, daß das alles nur wie ein Sandkörnchen am Ufer eines unendlichen Meeres ist. „Dennoch“ – und er lachte dabei leise und zufrieden – „ich habe die wunderbare Gewißheit, daß ich noch die ganze Ewigkeit vor mir habe, um weiter zu lernen.“

Philip Wallace blickte in die Augen seines Gefährten und erkannte, daß diese Worte aus tiefer Demut und nicht aus der geringsten Anmaßung kamen. So schwieg er, aber sein Gesicht spiegelte seinen Gedanken. Als er weiter sprach, nahmen seine Worte eine andere Richtung:

„Weil ich nicht wußte, wie ich Sie und Ihre Kollegen bezeichnen sollte, nannte ich Sie in Gedanken die ‚Unsichtbare Polizei‘. Darüber hätte ich gern noch etwas von Ihnen gehört. Ich glaube, daß ich schon einiges weiß, aber eine Bestätigung von Ihrer Seite würde“ – er senkte die Stimme und wurde ein wenig rot – „würde das Glück dieser Stunde noch erhöhen...“

Ebenso freimütig und vertraulich kam die Antwort:

„Alle öffentlichen Ordnungshüter in dieser Stadt, Männer und Frauen, die den auferstandenen Seelen beistehen, wenn es nötig wird, sind vom himmlischen Reich damit beauftragt. Unsere Macht stammt aus dem göttlichen Geist, der in unseren Dienst einströmt und durch uns wirkt. Wir dienen hier in den unteren Ebenen und in den

niederer Rangstufen und sind gewissermaßen die Türhüter des Himmels und Wächter auf den Straßen, die dorthin führen. Man nennt uns deshalb auch ‚die Hüter des Weges‘. Als ‚Lionel den Wächter‘ werden Sie mich besser kennenlernen.“

„So darf ich hoffen, Sie wiederzusehen?“

„So oft Sie mich brauchen, und selbst wenn es nur das Bedürfnis nach einem freundschaftlichen Gedankenaustausch wäre. *Denken* Sie nur an mich, wünschen Sie nur meine Gegenwart, und Sie werden mich bei sich sehen.“

Aus einem Gefühl tiefer Dankbarkeit stiegen unwillkürlich Tränen in Wallace' Augen. Er hatte es nicht gewagt, soviel zu hoffen. Er fühlte sich von einer eigenartigen Ehrfurcht ergriffen und sah sich unter der liebevoll brüderlichen Ausstrahlung seines neuen Freundes ermutigt, weiter zu fragen:

„Und es macht Sie glücklich, auch auf den ‚unteren Ebenen‘ und in einem niederen Rang zu dienen?“

Ein stilles Leuchten verbreitete sich über Lionels Antlitz: „Äußerst glücklich sogar; denn jeder Tag bringt neue und größere Freude!“

Philip Wallace meinte bewegt:

„Ich habe das Gefühl, daß ich einen der edelsten Dienste Gottes kennenlernen durfte. Ich bin so dankbar, daß ich mit Ihnen sprechen durfte.“

Lionel der Wächter streckte seine Hand aus und legte sie fest in die Hand seines Schützlings. Er sprach nur das eine Wort: „Bruder!“

XI. KAPITEL

SEIT WIR UNS DAS LETZTE MAL GESEHEN HABEN, BIN ICH UM „Seine Erfahrungen reicher geworden“, sagte Philip Wallace zu Sylvia.

Er hatte sie draußen am Stadtrand getroffen, und nun wanderten sie in Richtung auf den großen Park, der die Stadt säumte. Lebhaft schilderte er ihr seine Begegnungen mit den Leuten aus den Pseudo-Himmeln und berichtete über die Diskussionen und Vorfälle bei dem wissenschaftlichen Vortrag; ausführlich umriß er auch das Gespräch mit dem Wächter Lionel. Sylvia hörte ihm aufmerksam zu; über ihre feinen Züge huschten abwechselnd Bedenken und Verwirrung. Als sie sich dann auf eine Parkbank setzten, fragte sie ein wenig verzweifelt:

„Sind wir denn wirklich in einer neuen Existenz – oder sind wir nur alle irrsinnig geworden?“

Wallace neigte sich vor und sah ihr in die Augen: „Mache ich selbst oder macht, was ich gesagt habe, tatsächlich den Eindruck von Wahnsinn auf Sie?“

„Nein, natürlich nicht – und doch...“

Sie deutete auf einen Kieselstein zu ihren Füßen: „Wollen Sie etwa behaupten, daß dies kein Stein ist?“

„Natürlich ist das ein Stein – aber ich habe die Vorstellung, daß er nicht der stofflichen Welt angehört. Zwar keine Materie, aber doch *Substanz* mit den wesentlichen Bestandteilen seiner Art... Mein neuer Freund würde vielleicht sagen, daß dieser Stein aus der ebenso realen Substanz der geistigen Ebene bestehe.“

Sylvias Blicke wanderten über die Baumwipfel; sie schien mit der Frage zu kämpfen: Ist das nun eine befriedi-

gende Antwort oder nur eine vage Aneinanderreihung von Worten?

„Ich vergaß, Ihnen zu erzählen“, fuhr Wallace eifrig fort, „daß mein weiser Freund, bevor er mich verließ, noch vom ‚Fernsehen‘ sprach.“

„Was meint er damit?“

Gewissermaßen telegraphierte Vision. Gerade... gerade ehe wir – “

„O, sprechen Sie es ruhig aus, wenn Sie wollen! Kümmeren Sie sich nicht um meinen schwachen Kopf! Also: ehe wir starben...“

Sein Lächeln war so kindlich und zutraulich, daß sich ihr Gesicht entspannte. „Nun denn – kurz ehe wir starben, las ich, daß eine ganze Anzahl neuer Erfindungen gemacht worden seien, die dem Menschen fast magische Kräfte geben und neue, epochemachende Begriffe über die Naturgesetze heraufbeschwören. Und diese Entdeckungen werden voraussichtlich bald in der wunderbaren Fähigkeit kulminieren, daß man über den Atlantik sehen kann – so wie wir bisher schon hinübersprechen können... Und das bedeutet, wie ich glaube, daß das Universum nicht nur ein unermeßlicher Raum voller – vorläufig! – unhörbarer Töne, die man ja schon mit geeigneten Apparaten aufnehmen kann, sondern ebenfalls eine gigantische Galerie reflektierender Spiegel ist – wenn ich mich einmal so ausdrücken soll.“

„Aber...“, meinte Sylvia ganz verwirrt, „vorausgesetzt, daß Ihre Konzeption unseres jetzigen Ortes richtig ist – was hat denn das alles *damit* zu tun?“

„Darauf wollte ich gerade hinaus. Ich sprach zu meinem neuen Freund auch vom Fernsehen. Er erzählte mir, daß es sowohl vom Ursprung her als auch in seiner Ausführung hier auf der geistigen Ebene schon immer bestünde. Infolgedessen ist es möglich, mit fernen Personen

nicht nur im Nu zu sprechen, sondern gleichzeitig auch ihre Gestalten und Gesichter zu sehen.“

Sylvia wandte sich ihm zu und starrte ihn an: „Das würde ja bedeuten, daß die kürzlich Angekommenen ihre schon länger verstorbenen Freunde ‚anrufen‘ und sie sehen und sprechen könnten!“

„Ganz ohne Frage – aber ich nehme an, nicht eher, als bis sämtliche Zweifel der Vergangenheit angehören und wir völlig davon überzeugt sind, daß wir hier in einem geistigen Dasein leben.“

„Das heißt, daß *sie* wohl den Versuch wagen könnten, aber daß in meinem Fall ein derartiges Experiment besser hinausgeschoben werden sollte!“

„Ich werde es lieber nicht versuchen“, meinte Wallace sehr ernst, „ehe ich nicht mehr Licht in manchen Fragen habe. Ich erinnere mich, daß mein Freund mir erklärte: Entfernung sei eine Art Verschiedenheit des Zustands und nicht dessen, was im irdischen Leben mit Raum bezeichnet wird - und das ist mir noch nicht *ganz* klar. Ich brauche viel mehr Licht, wirklich viel mehr Licht...“

„Bitte, lassen Sie uns weitergehen“, schlug Sylvia vor.

Als sie die Wege zwischen den Baumgruppen und Rasenflächen verlassen hatten und in einer Straße an einer Kirche vorbeigingen, hielt Sylvia unwillkürlich an. Gleichzeitig bemerkte Wallace vor dem Eingang die Ankündigung einer Predigt über den ‚Tag des Gerichts‘.

„Wollen wir nicht hineingehen?“ fragte er und sah Sylvia bittend an. „Vielleicht bekommen wir hier etwas von dem Licht, das wir so nötig haben.“

Sie war einverstanden; beide traten ein und fanden noch zwei leere Plätze in den hinteren Bankreihen. Der erste flüchtige Eindruck, daß diese Kirche innen viel schöner war als außen, ging über in die Worte eines weißgekleideten Geistlichen, der von der Kanzel aus feierlich aufforderte: „Kommt und laßt uns den allmächtigen und ewigen

Gott, den Schöpfer der Himmel und Erden, den Retter und Erlöser der Menschheit anrufen und anbeten!“

Von der Kanzel ertönten nun biblische Anrufungen, die von der Gemeinde erwidert wurden. Dann erhoben sich alle und sangen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen! Groß und wunderbar sind seine Werke! Himmel und Erde sind voll Seiner Herrlichkeit!“

Trompetenschall mischte sich in das feine Klanggespinnst verborgener Geigen und Harfen und begleitete die Hymnen zwischen den Lesungen. Schließlich kündigte der Geistliche das Thema an: ‚Der Tag des Gerichts – nach dem Textwort in der Offenbarung, Kap. 7, Vers 1 – 3.‘

„Danach sah ich vier Engel an den vier Enden der Erde stehen, die hielten die vier Winde der Erde fest, damit kein Wind auf der Erde und auf dem Meer und über irgend einen Baum wehe. Weiter sah ich einen anderen Engel vom Sonnenaufgang her emporsteigen, der ein Siegel des lebendigen Gottes hatte; der rief den vier Engeln, denen der Auftrag erteilt war, Unheil auf der Erde und auf dem Meer anzurichten, mit lauter Stimme die Worte zu: „Richtet kein Unheil auf der Erde und auf dem Meere und an den Bäumen an, bis wir die Knechte unseres Gottes mit einem Siegel auf ihrer Stirn bezeichnet haben!“

„Was mag er nur aus solchen dunklen und mystischen Worten herausholen wollen“, dachte Sylvia beunruhigt. Sie wandte sich mit einem fragenden Blick ihrem Begleiter zu, aber Philip Wallace hatte sich nach vorne gebeugt und hörte konzentriert zu, als der Prediger nun weitersprach:

„Der Apostel Johannes erblickte in dieser apokalyptischen Vision in der Entsprechung geistiger Bildersprache eine Darstellung des ‚Letzten‘ oder ‚Jüngsten Gerichts‘, jenes Entscheidungstages, der die zusammengewürfelte Menschenmenge nach dem Ablegen ihres materiellen Körpers hier in der Region zwischen den Himmeln und Höllen erwartet. Über diese große Versammlung der

Seelen, in welchen Gutes und Böses noch vermischt ist, muß nun eine Entscheidung und ein letztes Urteil gesprochen werden, um die Reinheit der Himmel zu sichern. Die vorwiegend Guten sollen sich hier endgültig aus den Fesseln niederziehender Triebe lösen, um in den neuen geistigen Zustand emporzusteigen. Die vorwiegend Schlechten lassen ihre Masken fallen und lösen sich zwangsläufig aus Verbindungen mit bisherigen besseren Gefährten und werden nach ‚unten‘ gesandt, wo sie sich dann Vereinigungen ihrer eigenen Art beigesellen.

In diesem Gericht vollzieht sich sozusagen ein Sichten der menschlichen Spreu vom Weizen. Es handelt sich dabei sowohl um eine Reinigung und Klärung der Mischungen im Innern des Gemüts als auch um die Auflösung von Seelengruppen, die nur nach außen hin ‚himmlisch‘ erscheinen, die aber wegen ihrer ungleichen Zusammensetzung nur imitierte, also falsche Himmel sind. So wird jede Einzelseele und jede Gruppe zu ihrem ‚Jüngsten Tag‘ geführt, zum unvermeidlichen ‚Letzten Gericht‘!

Jedes Gericht ist eine Scheidung guter und böser Neigungen, die zusammenwachsen konnten, weil sie im selben Gemüt Raum fanden. Derartige Verbindungen sind in der menschlichen Natur nicht zu vermeiden. Der Mensch saugt im Laufe seines Daseins zu seinen eingeborenen niederen Trieben noch viel Übles nacheinander auf. Es kann sich aber daneben allmählich eine Entschlußkraft entwickeln, die einen entgegengesetzten Prozeß auf eine geistige Wiedergeburt hin in Gang setzt – und dann kann neben dem Schlechten auch viel Gutes wachsen

Bei vielen, wenn nicht gar bei den meisten Menschen sind diese beiden Vorgänge abwechselnd am Werk und rufen verschiedene, sehr von einander abweichende Zustände hervor: einmal wird man emporgehoben und lebt währenddessen über den natürlichen Trieben, ein andermal taucht man darin unter. Und das ist nun das Gericht

des Jüngsten Tages: Jeder Mensch mit einem gemischten Gemüt kann von seinen schlechten Eigenschaften befreit werden – oder aber das geheuchelte Gute, das er wie ein Kleid übergezogen hatte, wird abgelegt. Das ist Absicht und Gesetz jedes Gerichts, es kann keine dauernde Verbindung von Himmel und Hölle geben, weder innerlich noch äußerlich. Diese unabänderliche Trennung vollzieht sich allmählich und wie von selbst. Zu frühes Auseinanderreißen von Gut und Böse würde großen Schaden anrichten. Das ist die geistige Bedeutung jener Anweisung im Evangelium, das Unkraut zusammen mit dem Weizen wachsen zu lassen, damit nicht durch zu frühes Ausraufen des Unkrauts der Weizen mit entwurzelt werde. Es wird erlaubt, miteinander zu wachsen – doch nur bis zur Ernte, dem ‚Letzten Gericht‘.

Deshalb sah Johannes in seiner Vision die vier Engel an den vier Enden der Erde stehen und die vier Winde zurückhalten, damit sie nicht die Erde und die See und die Bäume schädigten. Aber am letzten, am ‚Jüngsten Tage‘ werden die Winde wehen!

Das Wehen des Windes entspricht dem Einfließen vom Himmel her in die menschlichen Gemüter; wenn die Zeit dafür gekommen ist, wenden sich die innerlich Guten himmelwärts und die Bösen auf den Weg zur ‚Hölle‘. Weil allen die Freiheit gegeben wird, *so* zu sein, wie sie *wirklich* sind, offenbart sich jetzt die eigentliche Beschaffenheit ihres unsterblichen Geistes. Es ist, als ob ein Scheinwerfer aus dem Himmel herab die inneren Qualitäten eines jeden offenbare – und das eigene Maß einer inneren Befriedigung führt dann die Trennung von selbst herbei.

Niemand hat dann mehr den Wunsch, sich zu beherrschen. Im irdischen ‚Kampf ums Dasein‘, wie man es nannte, war es als eine Art Lebensklugheit noch erlaubt – aber hier in der geistigen Vorbereitungsregion muß jeder darauf verzichten. Der zweideutige Mensch gehört der

Vergangenheit an. Eine Weile nach dem Tode bleibt wohl die Macht der Heuchelei noch bestehen, weil die Lebensgewohnheiten der früheren Welt mit hinübergenommen werden – aber dieser Einfluß schwächt sich immer mehr ab und verschwindet schließlich ganz. Es bleibt der unverfälschte Mensch in seinem wesenhaften Zustand zurück.

Um das alles noch einmal kurz zusammenzufassen: Was Du in Deinem leiblichen Leben *wirklich* warst, wirst Du auch hier sein – aber was nur *schien*, fällt hier von Dir ab. Doch die Freiheit, Dich durch Deinen eigenen Willen noch zu ändern, bleibt Dir erhalten, bis die Grenzen des Möglichen erreicht sind. So kann der Mensch sein eigenes ‚Letztes Gericht‘ bestimmen – zunächst im irdischen Leben und dann in der geistigen Zwischenregion:

Laßt mich hinzufügen, daß es nur Gott zusteht, den Menschen zu richten. Nur sich selbst darf der Mensch verurteilen. Nur das Schlechte in *uns* dürfen wir verdammen; denn nur das eigene Böse kann erkannt werden. Wahre Güte wendet den Blick vom Bösen des Anderen ab. Diese Güte hebt den Menschen auf einen Höhepunkt seiner inneren Existenz und bringt ihn dem Herrn nahe. Beruhige Dich auch nicht bei Deinem harten Urteil mit der Beschönigung, dadurch Böses verhindern zu wollen. Der Befehl: ‚Richtet nicht, auf daß auch ihr nicht gerichtet werdet‘ bedeutet, daß ein Mangel an Barmherzigkeit unweigerlich eine geistige Vergeltung nach sich zieht.

Brüder und Schwestern: da wir hier nun unser Jüngstes Gericht‘ erwarten, so laßt uns um den unerschütterlichen Wunsch und ein unermüdliches Bestreben beten, den Weg nach oben zu wählen!“

Als die beiden wieder auf der Straße standen, wandte sich Wallace lebhaft an Sylvia – sein ganzes Wesen strahlte vor Begeisterung:

„Hier ist der Ort; an dem wir Licht über himmlische Geheimnisse erhalten! Diese Predigt war wirklich erleuchtend. Wir müssen wiederkommen!“

„Ja! Ich habe mehr erfaßt, als ich zu Anfang dachte“, meinte Sylvia. „Jedoch ich...“. Sie verstummte und machte eine ratlose Handbewegung. „Ich habe soviel verstanden, daß, was auch immer unser Schicksal ist, wir es freiwillig gewählt haben – aber macht das etwa die Aussicht weniger beängstigend?“

„Nun, er sagte ja auch, daß jeder durch dieses Gericht in Freiheit sein eigenes Maß an Befriedigung erlangen würde.“

Sie überlegte schweigend, während er weitersprach:

„Ich verstehe jetzt auch die offensichtliche Veränderung und Rücksichtslosigkeit, die ich bei einigen Leuten bemerkt habe. Es scheint, als ob sie sich ihrem Gerichtstag näherten und ihr Weg dann ins Unheil führen würde – es sei denn, daß sie sich doch noch zum Guten in den Griff bekommen.“

Vor Sylvia tauchte ein derartiges Beispiel auf, aber sie schreckte davor zurück, auch nur den Namen zu denken.

„Ich möchte mich jedoch nicht vermessen, über andere zu urteilen“, setzte Wallace hastig hinzu. „Ich habe mehr als genug mit meinen eigenen Angelegenheiten zu tun. Wir haben ja in dieser Hinsicht soeben eine unüberhörbare Mahnung erhalten!“

XII. KAPITEL

ALLEIN ZU SEIN UND ALLES DURCHZUDENKEN, WAR SYLVIAS Absicht gewesen – aber als sie dann auf einer einsamen Bank im Park saß, wurde ihr bewußt, wie schwierig das war. Etwas in ihrem Inneren wich immer noch voll Bestürzung und Verwirrung zurück vor dem Gedanken an eine Fortsetzung des Lebens. Wenn dies nun wirklich eine Fortsetzung wäre... diese erstaunliche Wiederholung des irdischen Daseins, diese vollkommene Aktivität aller Sinne, dieses persönliche Wohlgefühl, diese Empfindung reinen Entzückens im Bewußtsein des bloßen Daseins – war das nicht alles zu seltsam, um ganz wahr zu sein? War es mehr als ein lebhafter Traum, von dem sie bald erwachen würde?

Sie blickte auf, um Ausschau zu halten – Ausschau nach einer befriedigenden Antwort und Befreiung von diesen ungeordneten Gedanken – als plötzlich eine junge Frau vor ihr stand, eine Freude anzusehen im Glanz ihres rötlich blonden Haares. Aber in ihren klaren Augen spiegelte sich tiefe Trauer. Überrascht erkannte Sylvia die Tänzerin Anita Brand. Der schüchterne Blick und die sanfte Stimme berührten sie angenehm, als sie angesprochen wurde:

„Wären Sie wohl bereit, einer in Bedrängnis geratenen Frau zu helfen?“

Sylvia mußte sich erst zurechtfinden, wie jemand, der aus einem Traum aufgeschreckt wird. Die Erinnerungen, die mit einem Mal über sie hereinbrachen, waren nicht schön; aber ein forschender Blick in Anitas Gesicht ließen sie freundlich erwidern:

„Wenn ich kann – gern! Wollen Sie sich nicht zu mir setzen?“

„Sie helfen mir schon, wenn ich nur mit Ihnen sprechen darf“, sagte Anita, als sie Platz genommen hatte und wie abwesend auf den grünen Rasen starrte. „Ich weiß, was Sie von mir dachten, besonders als Sie sahen, wie der junge Ordnungshüter unseren Tanz unterbrach. Ich möchte Ihnen sagen, daß ich mich geweigert hatte, aber die Direktion drohte mir mit der Kündigung.“

„Mir gefiel Ihr Tanz sehr gut – nachher...“

„Aber jetzt – es handelt sich um Ralph Gibson – ich weiß nicht, was ich mit ihm anfangen soll.“ Ihre Stimme wurde leise und verzweifelt. „Sie sahen mich ja nach dem Tanz mit ihm sprechen und dachten zweifellos, daß ich eine unverschämte Sicherheit an den Tag legte.“

„Aufrichtig gesagt: ja! Aber jetzt...“

„Das war alles nur vorgetäuscht. Als ich sah, wie ihn mein Anblick überwältigte – nach allem, was er mir angetan hatte – da dachte ich eben, daß ich ihn zu seinem eigenen Besten und auch auf die Dauer beherrschen könnte. Aber es hat nicht vorgehalten. Nach kurzer Zeit war er wieder der Herr... Wenn Sie ihn kennen, dann wissen Sie ja auch, wie gebieterisch er von Natur aus ist.“

„Ja, aber er hat nicht immer den Herrn spielen können!“

„Bei Ihnen gewiß nicht – Sie sind so ganz anders – aber bei mir vom ersten Moment an – und jetzt wieder. Die große Schwierigkeit für mich ist ja, daß ich mich wie ein losgerissenes Blatt im Sturm des Lebens fühle, während er sich für eine Art Gott hält.“

„Das stimmt – davon habe ich auch einige Beweise erlebt.“

„Wenigstens ist er kein Heuchler.“

„Aber das ist wohl in seinem Fall eine negative Tugend. Natürlich wird es ein Mann, der sich als göttlich empfindet, schwerlich der Mühe wert finden, in Gesell-

schaft von Freunden seine Zeit mit Heucheleien zu verschwenden.“

„Aber nun begreifen Sie sicher, wie schwierig es ist, etwas für ihn zu tun – besonders für einen Menschen wie mich. Er sinkt tiefer und tiefer. Das zeigt sich schon in seinem Äußeren. Und ich möchte ihn doch so gern zurückhalten und ihm eine Hilfe sein.“

Als Sylvia ihr fragend in die Augen blickte, fuhr sie leise fort: „Ich weiß, was Sie denken – daß ich nicht viel besser sein dürfte als er.“

„Wenn Sie nicht besser wären, würden Sie ihn wohl nicht so dringend zurückhalten wollen.“

„In einer Hinsicht ist das wahr. Aber – ich gab doch beinahe nach, als er darauf drang, mit ihm zu leben... ohne Heirat. Aber das können Sie natürlich nicht verstehen.“

„Doch – durchaus!“

„Wie lieb von Ihnen, das zu sagen – wo Sie doch so anders sind.“

„In Ihrer Umgebung wäre ich wahrscheinlich nicht so ‚ganz anders‘ geworden“, meinte Sylvia ernst und freundlich. „Und letzten Endes ist der Unterschied wohl der, daß ich eben eine kühlere Natur bin. Es freut mich so, daß Sie die Kraft hatten, nicht nachzugeben.“

„O, das ist nicht mein Verdienst“, bekannte Anita hastig. „Ich hatte gar keine Kraft mehr. Ich hätte nachgegeben – denn er beherrschte mich völlig. Aber schließlich gab er doch nach und willigte wenigstens in eine Ziviltrauung ein.“

Sylvia sah sie entsetzt an: „Also sind Sie mit ihm verheiratet? Und trotzdem wagte er...“

„Ja, das hätte *ihn* nicht zurückgehalten. Ich wollte gerade zustimmen, unsere Ehe geheim zu halten, da erfuhr ich, daß er Sie in auffallender Weise umwarb. Ich drohte ihm, zu Ihnen zu gehen – da bekamen wir natürlich Streit.“

Beide schwiegen eine Weile und blickten den vorüberziehenden Wolken nach.

Plötzlich rief Sylvia aufgeregt: „O, sehen Sie dort!“ und deutete auf ein Flugzeug, das sich sehr schnell und ganz ohne Geräusch am Himmel fortbewegte. Im Widerschein der Sonnenstrahlen schien es fast zu brennen.

„Es sieht aus, als wäre es über und über von elektrischen Lampen beleuchtet“, meinte Anita.

„Dafür ist der Glanz eigentlich zu sanft und zu schön – und diese Farbenfülle – wirklich wie Regenbogentöne – wunderbar...“

„Das muß sein, als ob man auf einem Stern dahinflöge...“

Sie sahen der leuchtenden Spur noch lange nach, bis auch der letzte Glanz verschwunden war.

Als Sylvia sich erhob, schloß sich ihr Anita an und nahm ihr Gespräch wieder auf:

„Ach, sehen Sie, wenn ich auch vieles falsch gemacht habe, ich liebe doch das Gute und möchte mich so gern bessern. Aber so, wie Ralph tiefer und tiefer sinkt, fürchte ich auch für mich – wenn ich ihn nicht zurückhalten kann.“

„Wenn es ganz schlimm kommt, können Sie ihn doch verlassen.“

„Daran habe ich auch schon gedacht, und war zuweilen sogar dazu entschlossen. Aber“ – setzte sie zögernd hinzu – „es ist nicht anzunehmen, daß ich es jemals tun werde.“

„Sie müssen ihn sehr lieben.“

„Mehr als mich selbst, glaube ich.“

„Aber er ist es nicht wert!“

Sylvia wandte sich Anita zu und sah sie an. „Wie groß und unerschütterlich doch die Liebe einer Frau sein kann“, dachte sie, „sogar zu einem Mann, der jetzt ohne Maske vor ihr steht...“

„Fräulein Brand“, sagte sie, und wußte kaum, woher ihr die Worte kamen, „für jeden von uns kommt einmal eine Zeit, in der wir einer Entscheidung gegenüber stehen. Dann müssen wir eher ein großes sogenanntes Glück aufgeben, als vor einer inneren Stimme zu versagen, die uns den rechten Weg zeigt und befiehlt, ihn zu gehen – auch unter Opfern. Dieser innere Befehl – einige sagen, daß er vom Himmel einfließt, andere nennen es unser ‚besseres Selbst‘ – diese Stimme also ist ein Führer, den wir in seelischen Krisen nur um einen großen Preis verleugnen können – wahrscheinlich sogar mit einem unwiderruflichen geistigen und seelischen Schaden.“

„Ich glaube Ihnen, aber ich – ich werde wie nach zwei Seiten gezogen. Ich kann ihn nicht verlassen – wenigstens bis ich sehe, daß ich nichts mehr für ihn tun kann.“

„Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen“, seufzte Sylvia.

Sie hatten den Park hinter sich gelassen und gingen jetzt durch eine stille Straße. Anita hielt an und wies auf einen Hauseingang: „Hier wohne ich. Wollen Sie mir nicht die Freude machen und zu einer Tasse Tee hereinkommen?“

Ohne zu überlegen, noch ganz bewegt von ihrem Gespräch, stimmte Sylvia zu. Als sie sich in dem hübschen Zimmer etwas ausgeruht hatten und der Tee serviert war, knüpfte Sylvia die Aussprache wieder an – in der stillen Hoffnung, doch noch in irgendeiner Weise helfen zu können: „Sie sprachen davon, ohne es näher zu erklären, daß Ralph Gibson Ihnen etwas angetan hätte. Ich würde gern wissen, was. Vielleicht könnte ich dann alles besser verstehen und...“

„Ich weiß nicht recht, warum, aber ich hatte das Gefühl, daß Sie Bescheid wüßten.“

„Ich weiß nur, was Sie mir heute erzählt haben.“

Anita zögerte; ihre Augen schweiften unruhig durch's Zimmer, wie in angstvoller Suche nach der rechten Ant-

wort auf eine so heikle Frage. Dann wandte sie ihr verzweifeltes Gesicht ihrem Besuch zu und flüsterte mit heiserer Stimme:

„Er – er hat mich getötet.“

Sylvia erstarrte, unfähig, das eben Gehörte zu glauben. Anita fuhr leise fort: „Deshalb war er ja so überwältigt von unserem späteren Wiedersehen. Er konnte es gar nicht fassen. Die ganze Situation überwältigte ihn. Er glaubte ja nicht, daß es das Leben nach dem Tode ist, und er glaubt es heute noch nicht.“

Sylvia sprang auf und sah sich furchtsam um. Ihr erregtes Gesicht drückte deutlich ihre Gedanken aus: daß es gefährlich wäre, allein mit einer Wahnsinnigen in diesem Hause zu sein. Verlegen und verschüchtert von dieser unerwarteten Reaktion, erhob sich auch Anita.

„Ich glaube es – Sie etwa nicht? Kann es denn woanders sein, nach allem, was geschehen ist? Ich nehme an, daß Sie davon gehört haben, daß auf dem Fußboden von Mr. Beverleys Büro die Leiche einer jungen Frau gefunden wurde?“

„Ja – das habe ich gehört, auch daß sie Ihren Namen trug. Und Sie meinen, daß Ralph Gibson –?“

Anita bewegte tonlos die Lippen und nickte zweimal.

„Und Wilbert – er mußte – „. Sylvias Aufschrei folgte die scharfe Frage: „Was hatten Sie beide denn dort zu suchen?“

„Ralph hatte mir gesagt, wir müßten dort eine Urkunde unterschreiben.“

„Und in Wilberts Abwesenheit hat er Sie – oh!“

Sylvia schien die Gewalt über ihre Stimme verloren zu haben und starrte Anita fassungslos an, die nun mit größerer Fassung weitersprach:

„Vielleicht denken Sie nun, daß er mich Ihretwegen loswerden wollte – ich habe das nie recht glauben können.“

Ich bin überzeugt, daß er es in einem Affekt unbeherrschter Leidenschaft tat.“

„Das, woran *ich* dachte, war: wie Sie jemals wieder fähig sein konnten, zu ihm zurückzukehren – nach diesem Erlebnis!“

Einen Augenblick lang sahen sich beide schweigend an. Dann antwortete Anita mit einem so eigenartig beseelten, schönen Lächeln, daß Sylvia sich bei allem Entsetzen ganz beschämt fühlte.

War diese Frau hier vor ihr wirklich zu einer so engelhaften Vergebung imstande?

Plötzlich verwandelte sich Anitas Gesichtsausdruck – sie starrte ängstlich zur Tür. Abstoßendes Gelächter kam von dort her, und als Sylvia sich umwandte, sah sie sich Ralph Gibson gegenüber. Erschrocken bemerkte sie die Veränderung seiner ganzen Erscheinung: das abgemagerte, fahle Gesicht, die glühenden Augen, der hämische Mund. All das machte die gewollt lustige Art noch unangenehmer.

„So ist mein kleines Mädchen doch zu mir gekommen – trotz allem?!“ rief er zynisch. „Das vereinfacht die Dinge.“

Sylvia musterte ihn abweisend, ohne zu antworten; dann warf sie Anita einen vorwurfsvollen Blick zu, die betroffenen von einem zum anderen blickte.

„Wenn Du nicht aus eigenem Entschluß gekommen bist“, meinte er verständnisinnig, „dann hat Anita ja ausgezeichnet den Lockvogel gespielt.“

„Du weißt ganz genau, daß Du zu mir sagtest, ich solle Dich nicht vor Stunden zurückerwarten!“ erinnerte sie ihn scharf, und ihrem empörten Blick war anzusehen, daß sie es aufrichtig meinte.

„Na, steht der Beweis nicht etwa vor uns? Sie ist hier – trotz Deiner Eifersucht...“ Er lachte spöttisch und ging mit zusammengekniffenen Augen auf sie zu.

Zunächst ganz ruhig, dann aber immer schneidender werdend, rief Sylvia: „Du wärest wahrscheinlich sogar in meiner Gegenwart fähig, sie nicht nur zu schlagen, sondern...“

Gibson warf ihr einen finsternen Blick zu, doch dann grinste er unverschämt:

„Ich bin gespannt, wie Ihr beide Euch unter einem Dach vertragen werdet. Denn Anita kann ich natürlich nicht fortschicken – sie ist nämlich zu manchem gut zu gebrauchen, wie Du wohl einsehen wirst. Ihr müßt eben irgendwie damit fertig werden. Aber seid vorsichtig! Zänkeereien unter eifersüchtigen Weibern mag ich nicht. Es ist ja glücklicherweise genug Platz im Haus.

Trostlos, mit lebloser Stimme wandte Anita ein:

„Du vergißt, daß uns gekündigt worden ist!“

„Ach, das macht gar nichts – wir werden schon ein anderes Haus finden.“ Mit diesen Worten drehte er sich nach Sylvia um:

„Schau nicht immer so sehnsüchtig nach der Tür – die geht nicht auf. Und überhaupt, bald wirst Du selber froh sein, daß Du hier bist, mein Täubchen.“ Und selbstgefällig setzte er hinzu: „Ich habe nämlich etwas an mir, daß alle Frauen mir zufallen *müssen!*“

In der nun folgenden Stille kämpfte Sylvia um ihre Selbstbeherrschung; dann gelang es ihr, kühl und mit einem Anflug von Traurigkeit zu sagen: „Dein Abstieg mag noch nicht zu Ende sein, aber so tief...“

„O, zuerst erwarte ich immer große Worte. Gewöhnlich faselt Ihr immer ein bißchen hochtrabendes Zeug, ehe Ihr mich mit Eurer völligen Unterwerfung langweilt. Übrigens fällt mir ein, Sylvia: Jetzt möchte ich endlich den lange hinausgeschobenen Kuß von Dir haben!“

Sylvia wich zurück und blickte wieder sehnsüchtig zur Tür – und diesmal nicht vergeblich: Philip Wallace kam herein.

Gibson erstarrte mitten in der Bewegung; seine Wut wurde zunächst noch von Überraschung niedergehalten; in Anitas Erstaunen mischte sich Angst. Sylvia schien erleichtert ein Wunder zu erleben.

„Was unterstehen Sie sich, unangemeldet und unein- geladen mein Haus zu betreten?“ fragte Gibson drohend, aber seine Stimme war unsicher. „Und überhaupt – die Tür war doch verschlossen!“

„Ich habe vergeblich geklopft, und sie gab bei der lei- sestem Berührung nach“, antwortete Wallace gleichmütig. Dann wandte er sich an Sylvia:

„Ich war zufällig in der Nähe und sah Sie dieses Haus betreten, und da ich Ihre Begleiterin und deren Verbindun- gen kannte, dachte ich, Sie könnten mich vielleicht nötig haben. Ich wartete eine Weile, und als Sie nicht wieder her- auskamen wagte ich mich hinein.“

„Sie kamen gerade zur rechten Zeit“, sagte Sylvia nur kurz, „lassen Sie uns sogleich gehen.“

„Dann kommen Sie“ – er reichte ihr die Hand.

Mit wutsprühenden Augen trat Gibson dazwischen.

„Je früher Sie gehen, desto besser für Sie – aber das Mädchen bleibt. Geben Sie sich da keinem Irrtum hin!“

Er stürzte vor, um den Retter niederzuschlagen. Philip Wallace streckte die Faust vor, um dem Angriff zu begegnen, berührte aber nur leicht den niederfahrenden Arm seines Gegners.

Der Erfolg war verblüffend. Gibson hielt plötzlich wie betäubt inne, schwankte zurück und lehnte sich an die nächste Wand, um nicht zu fallen. Anita stieß einen kleinen Schrei aus, denn trotz seiner krampfhaften Bemühungen schien Gibson unfähig zu sein, sich zu bewegen. Sie lief zu ihm hin, aber er wehrte sie ab und starrte Wallace wild an.

„Aha – ich sehe, daß Sie diese höllische Hypnose ge- lernt haben, verflucht!“ knurrte er voller Ingrim. „Aber ich kriege Sie schon noch, verlassen Sie sich drauf!“

Dann heftete er seine funkelnden Augen auf Sylvia und lachte höhnisch auf.

„Du denkst wohl, ich sei ganz verrückt nach Dir, nicht wahr? Aber tröste Dich: Du hinterläßt kein Bedauern, wenn Du gehst. Ich wollte nur meinen Willen haben, um Deinen Hochmut zu brechen – aber Du hast die Macht verloren, mich auch nur im geringsten zu erregen. Ich habe endlich *die* Frau gefunden, die es in sich hat, mich bis in die Tiefe aufzuwühlen. Sie ist wie eine lodernde Flamme – Du aber, Du bist nur ein blasses Flimmern dagegen, ohne den geringsten Reiz für mich! Du kannst also gerne gehen...“

Sylvia hatte ihm gelassen den Rücken zugekehrt, aber Anita schien wie unter einem neuen tödlichen Schlag zu schwanken. Wallace bemerkte es blitzartig und trat an ihre Seite.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte er mit gedämpfter Stimme. „Wollen Sie hier bleiben?“

Anita sah ihn an und fragte mit schneidender Schärfe: „Was stellen Sie sich eigentlich vor?“

Sie blickten einander in die Augen. Schließlich, durch seinen freundlichen und mitleidigen Blick gerührt, flüsterte sie wie gebrochen:

„Verzeihen Sie mir – ich weiß, Sie meinen es gut. Aber mein Platz ist hier.“

Sie wandte sich Sylvia zu, die herbeigekommen war und nun liebevoll zu ihr sprach:

„Ich hatte Sie nur einen Augenblick lang in Verdacht... Bitte, vergessen Sie es und entschuldigen Sie – ich glaube Ihnen vollkommen.“

Ihre dargebotene Hand wurde warm umschlossen, aber Anita war unfähig, ein Wort über die Lippen zu bringen.

Als sie wieder auf der Straße waren, blieb Sylvia stehen und sah Wallace an: „Ich wußte gar nicht, daß Sie so stark sind.“

„Ich wußte es selbst nicht“, antwortete er beinahe unhörbar. Sekundenlang schloß er die Augen, als wagte er kaum, sich dieser unerwarteten Gabe bewußt zu werden. Tief im Innern dankte er dafür, wußte er doch sehr wohl um seine eigene Unwürdigkeit.

Sylvias Stimme holte ihn zurück: „Was meinte er bloß damit, als er sagte, Sie hätten diese ‚Hypnose‘ gelernt?“

Er wich einer Antwort aus und sprach von etwas anderem.

XIII. KAPITEL

WAHRSCHEINLICH HATTEN GEDANKEN, DIE UM ANITA Brand und ihre Notlage kreisten, Erinnerungen an Helen Bridgeton geweckt – jedenfalls bemerkte Wallace, daß sie sich in sein Denken einschlichen, wie immer begleitet von Selbstanklagen und Gewissensbissen. Er war sehr bedrückt, als er vor dem Vergnügungsort stand, in dem Anita getanzt hatte. Der Impuls einzutreten, war unerklärlicher Weise so stark, daß er jeden Widerstand von vorneherein aufgab, obgleich der Ort so gar nichts Anziehendes für ihn hatte.

Er bahnte sich einen Weg zwischen den Tischen und konnte bald mit seinem Entschluß zufrieden sein: ganz für sich allein in einer Ecke saß die Frau, die er suchte, jene hübsche Brünnette, die einst sein Herz besessen und sein Heim mit ihrem Charme erfüllt hatte.

„Helen – Du bist auch hier?“

Er wahr aufrichtig erfreut über das Wiedersehen und strahlte sie an.

„Ja, wie Du siehst, und gut in Form dazu!“

Sie legte zwei Finger in seinen warmen Händedruck; ihr Lächeln war hart und wissend. Irgendwie kühlten das übertriebene Make-up und ihre auffallende Kleidung seine Empfindungen ab, doch die Erinnerungen an Tage der früheren Zuneigung waren einfach stärker.

„Setz Dich. Laß uns ein bißchen plaudern“ lud sie ihn ein, und er nahm auf dem Stuhl ihr gegenüber Platz. „Ich warte auf einen Mann“, bekannte sie freimütig, „aber Du kannst mir die Zeit vertreiben, bis er erscheint.“

„Einen Mann? Du meinst wohl Bridgeton, Deinen Künstler?“

„Aber nein“ – sie lachte hart auf – „von dem hatte ich schon lange genug; von dem möchte ich nicht einmal mehr reden. Sprechen wir also lieber von Dir. Wie geht’s denn meinem Jungchen nach all den Jahren?“

„Was war mit Bridgeton?“ fragte Wallace dazwischen. „Hat er Dich etwa verlassen?“

„O nein – ich wär verdammt froh gewesen, hätte er’s nur getan. *Ich* hab ihn verlassen!“

„Seit wann hast Du Dir denn das Fluchen angewöhnt?“

„Ach, geh doch zur Hölle!“ explodierte sie; doch ihre gute Laune kehrte gleich wieder. „Wie ich rede, das ist meine Sache – und gehört glücklicherweise zu meiner neuen Freiheit... Siehst Du, ich hab all die albernen altmodischen Verbote auf den Misthaufen geworfen, wo sie auch bekanntlich hingehören... Aber was Dick Bridgeton betrifft – nun, zuerst mochte ich ihn ja sehr gern. Immerhin glaubte auch er an die persönliche Freiheit und hatte keine so muffigen Gedanken wie diese Moralisten, die in der bloßen Befriedigung natürlicher Instinkte ein Unrecht sehen.“

„Du meinst doch nicht etwa, daß es keine natürlichen Instinkte gibt, die nicht auch gezügelt werden müssen?“

Sie lachte leichtsinnig. „Doch – genau das meine ich. Guter alter Phil, Du weißt es zwar nicht, aber Du hast auch so ein muffiges Gemüt.“

„Bitte, was meinst Du damit?“

„Du denkst andauernd über das sogenannte Böse nach, besonders in Dir selbst. Das ist eine ganz alberne Angewohnheit. Na, ich denke *nie*, daß irgend etwas falsch oder böse ist, was jemand tut – und so kommt auch kein Schmutz in mein Denken, und es bleibt rein von – nun, eben einfach ‚sauber‘. Siehst Du das nicht ein?“

„Nein, das kann ich nun wirklich nicht behaupten!“

„Also: gesetzt den Fall, ich hätte den Wunsch, alle zwei Wochen mit einem anderen Mann zu gehen. Das ist doch völlig berechtigt, weil ich damit meinem natürlichen Instinkt folge, ohne meinen Kopf damit zu belasten. Aber Du mit Deinem muffigen Gemüt würdest es natürlich für Unrecht halten, bloß weil ein paar ganz altmodische Leute vor vielen Jahren beschlossen haben, es zu verbieten. Und warum haben sie es verboten? Einfach weil sie mächtig dran interessiert waren, die Bevölkerung zu vermehren, um mehr Männer für ihre Kriege zu haben. Siehst Du das denn nicht ein?“

„Nein, keineswegs! Das scheint mir denn doch zu primitiv gedacht.“

„Natürlich kannst Du das nicht einsehen. Immerhin muß ich zugeben, daß Du wenigstens aufrichtig bist, wenn auch furchtbar stupid! Aber noch einmal zurück zu Dick Bridgeton. Ich konnte ihn einfach nicht länger ertragen. Er wurde mir schließlich noch langweiliger als Du, nur auf eine andere Art.“

„Also nur ein neuer Fall von Langeweile, nicht wahr?“

„Ja, ebenso unerträglich, bloß mit einem Unterschied: Du langweilst mich zu Tode, weil Du immer so gütig und eintönig zahm warst. Ich brauche nun einmal höllische Aufregung. Du aber gabst mir nur Deine simple und kitschige Imitation von etwas, was Du für den Himmel hieltest... Bei Dick fand ich ein Stückchen Hölle – aber er erbot sich und langweilte mich zugleich mit seinem ungeheuren Egoismus.“

Philip Wallace sah seine frühere Frau erstaunt und mit einer gewissen Erleichterung an.

„Soso – das ist also Deine Ansicht von allem! Und ich habe mir bis zu dieser Stunde Vorwürfe gemacht über meine Gedankenlosigkeit, daß ich Dich über meiner Arbeit vernachlässigt und Deine Liebe durch meine Unfreundlichkeit zerstört hätte.“

Helen schüttelte sich vor Lachen.

„Du dummer alter Phil – das ist wieder mal ganz echt! Na, quäl Dich nicht länger damit herum. Wenn Du ein Charakterzeugnis von mir willst, kannst Du’s jederzeit haben: Du warst nur zu nett und rücksichtsvoll. Das war Dein Fehler. Ich gebe zu, daß Du Deiner Einsicht entsprechend das Beste gewollt hast. Du warst eben so eine Art Heiligenfigur. Aber das machte alles nur noch schlimmer. Wenn Du manchmal ein bißchen brutal gewesen wärest, hätte ich Dich vielleicht lieber haben können. Ich wundere mich immer, warum die ‚guten‘ Leute so blöd sind.“

Philip Wallace antwortete nicht. Er blickte unverwandt und neugierig auf diese Frau, und plötzlich war ihm klar, daß er sie bisher noch gar nicht gekannt hatte.

„Und dieser *neue* Mann, dieser letzte“, sagte er nach einem langen Schweigen, „glaubst Du, daß er Dich – halten kann?“

„Da bin ich ganz sicher. Umso mehr, als es diesmal keine Fesseln mehr geben wird. Wir wollen beide frei sein. Irgendwie ist eine formelle Bindung etwas wie ein von unsauberen Geistern ausgebrüteter Vorwand. Wir brauchen so etwas nicht. Endlich hab ich den richtigen Mann gefunden, den beherrschenden, so richtig männlichen Liebhaber – Vulkan und Raubtier zugleich. O – da ist er ja!“

Wallace wandte sich um – Ralph Gibson kam heran. Seine Augen waren wie mit blauem Feuer gefüllt auf Helen gerichtet, deren gefärbte Lippen sich unwillkürlich öffneten, als sie seinem Blick begegnete.

„Mach daß Du fortkommst, alter Phil; ich hab jetzt Wichtigeres vor. Hau ab!“

Da sah sie, wie Gibson plötzlich innehielt. Als er Wallace erblickte, ging plötzlich eine Veränderung mit ihm vor. Er schien zu schwanken, drehte sich um und ging in einer anderen Richtung schnell dem Ausgang zu. Helen sah Wallace verblüfft an.

„Was war denn das?“ Ihre Stimme wurde hart. „Im ersten Moment hatte ich den Eindruck, er sei erschrocken – aber das ist natürlich unmöglich. Er muß sich geärgert haben, daß ein anderer bei mir sitzt.“

Ihr Blick verriet, daß seine Gegenwart nicht mehr erwünscht war.

„Ich gehe sofort“, beschwichtigte er sie. „Keine Angst, er wird zurückkommen. Ich weiß zufällig, daß er nicht so leicht aufgibt.“

„Du kennst ihn? Na, sowas! – Wie kam das? Los, erzähl schon!“

„Ein Zufall brachte uns für kurze Zeit zusammen.“

Sie drang weiter in ihn, aber er lehnte höflich ab, mehr darüber zu verraten. Trotzdem fand sie ihre gute Laune bald wieder.

„Ich könnte diesem Mann in die Hölle folgen“, bekannte sie. „Wenn es so etwas gäbe, so einen Ort, wo jeder sich gehen läßt und einer den andern ankurbelt, das wäre ideal – aber sowas gibt’s natürlich nicht.“

„Diesen Zweifel teile ich nicht ganz“, sagte Wallace mit auffallendem Ernst, gegen den ihre Leichtigkeit hart und gekünstelt wirkte. „Ich glaube schon, daß es Orte gibt, wo jeder von uns das erhält, was er am meisten ersehnt – und verdient.“

„Warum siehst *Du* mich so an?“ protestierte sie heftig. „*Du* tust ja so, als ob *Du* mich noch nie gesehen hättest.“

„Das stimmt – bis heute hab ich Dich wirklich noch nicht gesehen.“

Sie musterte ihn sachlich und gleichgültig.

„*Du* meinst also, ich trug eine Maske. Das tun wir alle – oder taten es wenigstens. Ich hab meine fallen lassen – warum auch nicht? Ich sehe keinen Grund mehr, sich noch länger zu verstellen.“

Er blickte nachdenklich vor sich hin. „Diese Tendenz, die Maske fallen zu lassen, habe ich jetzt schon ein paar Mal bemerkt...“

„Warum soll man denn jemand anders sein wollen!?“ Sie schleuderte ihm diese Worte ins Gesicht. Ruhig kam seine Antwort:

„Ich sehe tatsächlich auch keinen Grund dazu. Wenn Du Dich also zu ihm hingezogen fühlst... Nur –“

„Was „nur“?“

„Wie mir scheint, ist es doch unsere wahre Bestimmung, durch fortwährendes Bemühen einen Zustand zu erreichen, der keine Masken mehr erforderlich macht, weil eben...“

„Ach, um Himmels willen – predige doch nicht schon wieder!“

Aber trotz ihrer spöttischen Abwehr fuhr er fort: „Was wir sein *sollen*, werden wir wohl nie erreichen – aber trotzdem ist es notwendig, immer darum zu ringen.“

„Hör bloß auf! Das ist alles wirklich nicht sehr originell – und unerträglich dazu!“

„Helen“, sagte er mit tiefem Ernst, „weißt Du denn nicht, daß wir in eine neue Existenz eingetreten sind, und daß viel davon abhängt, wie wir...“

Laut auflachend unterbrach sie ihn: „Ich sehe, Du bist auch schon von den Leuten in diesem Irrenhaus angesteckt worden. Irgend so eine Verrückte kam auch zu mir, gerade als ich von einem Schläfchen aufwachte, und salbaderte mir etwas von diesem Quatsch vor. Ich fragte sie, woher sie denn herangeschlichen sei – meine Güte, sah die traurig drein, als ich ihr den dringenden Rat gab, sich schleunigst davon zu machen. Zu albern! Aber Du warst natürlich tief beeindruckt, nicht wahr?“

„In der Tat!“

„Echt Phil! Ich hätte drauf gewettet! Du armer, leichtgläubiger Dummkopf! Ich muß mich wundern, wie ich

Dich überhaupt länger als eine Minute ertragen kann. Komisch, aber ich hab halt immer noch ein bißchen Respekt vor Dir – so einen Nachklang von ‚Lang, lang ist’s her‘...“

Mit einem Mal wurde ihr Gesicht gespannt, und ihre Augen wanderten in die Richtung, wo Gibson verschwunden war.

„Es dauert mir zu lange, bis er zurückkommt“, meinte sie und ließ Wallace durch einen unmißverständlichen Blick wissen, daß er verabschiedet sei. Er erhob sich und sagte versonnen und besorgt:

„Ich wünschte so sehr, daß ich Dir diesen neuen Zustand klar machen dürfte...“

„Na, wie Du siehst, darfst Du es nicht. Es mag ja noch mehr solche Narren geben – aber ich gehöre nicht zu der Sorte.“

Sie sagte das ungeduldig und öffnete ihr Kosmetiktäschchen, um sich die Nase zu pudern. Er zögerte noch eine Weile und sah ihr zu, wie sie sich die Lippen anmalte. Sie war dabei so vertieft, als ob er Luft für sie wäre. Er sah ein, daß jedes weitere Wort sinnlos gewesen wäre.

„Leb wohl, Helen.“

„Na, hau schon ab!“

Draußen an der frischen Luft wich allmählich die Bedrückung von ihm. „Sie hat freiwillig und mit Freuden ihren eigenen Weg gewählt“, überlegte er, „und sie wird dabei mehr Befriedigung finden, als auf irgend einem anderen. Warum sollte ich sie also auf meinen Weg zwingen? – Endlich sehe ich klar: Ich bin frei!“

XIV. KAPITEL

WIE VON FURIEN VERFOLGT, LIEF WILBERT BEVERLEY WEIT über die Umgebung des Sanatoriums hinaus. Bei jedem Laut steigerte sich sein Verdacht, daß die Verfolger sich näherten; dann drückte er sich eilig hinter einen Busch, versteckte sich im dichten Gestrüpp oder rannte wild drauf los, wenn sich eine offene Fläche vor ihm ausbreitete.

So floh er – tagelang, wie ihm schien – vor eingebildeten feindlichen Mächten. Schließlich stieg er in eine trostlose, unfruchtbare Landschaft hinab. Die abstoßende Vegetation, die verkümmerten Büsche, Disteln, Dornen und Nesseln schienen das Abbild seines unerfreulichen inneren Zustands. Als er sich hier angstvoll hinter einem Haufen trockenen Grases niedergelassen hatte, wurde er plötzlich von einer Hand gepackt und hervorgezerrt. Der Schock, als er nun erkennen mußte, daß seine Flucht vergeblich gewesen war, ließ ihn fast zusammenbrechen.

„Hier ist noch einer, der wahrscheinlich genauso verrückt drauflos läuft wie wir!“

Es war die forciert lustige Stimme von Ralph Gibson. Im trüben Dämmerlicht des Abends brachte er seine dunkelumränderten Augen nahe an Wilbert Beverley heran. Der wagte indes kaum, sein abgewendetes Gesicht zu erheben, sondern rief mit flehender Stimme:

„Lassen Sie mich los – ich hab’s wirklich nicht getan!“

„Oho, mein Freund – Du hast bestimmt etwas getan,“ lachte Gibson. „Natürlich – wir alle haben etwas getan. Na, das beste wär’s, Du schлössest Dich uns an. Wir sitzen sowieso alle im selben Boot.“

Der brüderliche Ton beruhigte Beverley; er blickte auf:
„Sie?“

Gibson ließ den Arm sinken und trat einen Schritt zurück. Seine kameradschaftliche Geste wich einer feindseligen Haltung: „Wie kommen Sie denn hierher?“

„Man hat mich verfolgt...“

„Und wo kamen Sie her?“

„Ich weiß es nicht!“ Beverley blickte unsicher umher. „Ich wurde falsch beschuldigt – und das machte mich krank.“

„Ja, davon hab ich gehört. Kennen Sie mich?“

„Ich – ich glaube, ich hab Sie schon mal gesehen...“

„Sie sind ein kleiner Versager – nicht wahr?“

„Ich bin krank.“

„Na, kommen Sie erst mal mit. Meine Leute warten auf mich. Sie werden mir wohl keine Schwierigkeiten machen, und ich kann später immer noch darüber entscheiden, was mit Ihnen geschehen soll.“

Gibson packte den Arm des jungen Mannes, der jetzt hinter ihm her stolperte. Bald darauf wurde er durch den matten Umriß eines niedrigen Hauseingangs geschoben, unter dem sie sich bücken mußten.

Der Raum, den sie betraten, war ziemlich groß, aber nur schwach erleuchtet von einem Reisigfeuer, das in der Mitte auf der Erde brannte. Drum herum saßen auf Haufen von trockenen Blättern etwa ein Dutzend menschliche Wesen, darunter vier Frauen – eine schwerfällige Blonde mit schläfrigen Augen hinter schlaffen Lidern, ein kleines hübsches Geschöpf unbestimmten Alters, eine elegant gekleidete Dame, die sich steif abseits hielt und die anderen mit geringschätzigen Blicken streifte. Im Hintergrund saß Anita Brand. Sie sah alt und verhärtet aus. Unter den Männern waren verschiedene Typen und Altersstufen zu erkennen.

„Hier ist noch ein Rekrut!“ schrie Gibson beim Eintreten. „Er ist zwar kein großer Redner, aber vielleicht können wir ihn doch dazu bringen, daß er uns berichtet, was er auf dem Kerbholz hat!“ Er wandte sich mit diesen Worten Beverley zu: „Wir wollen nämlich hier einen grotesken Schwank aufführen, eine Art Beichtfest, wie die frommen Christen es manchmal treiben!“

Unter dem gröhrenden Gelächter, das dieser Mitteilung folgte, brach Beverley auf der trockenen Spreu zusammen und blieb stumm liegen – Gibson aber setzte sich auf eine Erhöhung des Erdbodens, von wo er den ganzen Raum überblicken und jedes Gesicht beobachten konnte.

„Da sind wir ja alle beisammen“, begann er, „Landstreicher auf der Straße des Verderbens, wie diese Heuchler sagen würden, die hierzulande die Oberhand bekommen haben. Aber wir machen uns nichts draus!“ Lautes Gelächter stimmte ihm zu, und er redete weiter:

„Durch diese Machthaber wurden wir zwar gezwungen, die besseren Unterkünfte zu verlassen und auf die Landstraße zu gehen, bis wir einen Kreis vernünftiger, zu uns passender Menschen finden. Zunächst ist dies das beste Nachtquartier weit und breit. Was kümmert’s uns? Wir sind frei und können tun und lassen, was wir wollen – oder, wie der Dichter sagt: unsere Häupter sind zwar blutig, aber ungebeugt.“

Er winkte den gröhrenden Beifall ab und fuhr fort:

„So, jetzt aber los! Beginnen wir mit unserem Spaß! Eigentlich sollte ‚Bruder Foley‘ ihn mit einem Gebet eröffnen – aber da ja Geld die Welt regiert, wenn auch nicht immer so offensichtlich, soll erst mal ein Kapitalist zu Wort kommen. Bitte, mein Herr – sprechen Sie nur ganz offen. Je schlimmer, desto besser!“

Trockene Blätter raschelten, als ein Mann in mittleren Jahren sich bemerkbar machte. „Meine Damen und Herrn, ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich sitzen bleibe.“

Ich habe ein sehr anstrengendes Erlebnis hinter mir. Doch davon später. Ich möchte auch vorausschicken, daß ich Sie enttäuschen muß, wenn Sie etwa sensationelle Einzelheiten aus meinem Privatleben erwarten. ‚Ein verschlossener Mund fängt keine Fliegen‘, sagt ein Sprichwort. Nachdem ich mich ein Lebenlang in der Kunst heuchlerischer Vorspiegelungen geübt habe, wird mich selbst diese freiheitliche Atmosphäre nicht zu Eröffnungen schwerwiegender Art hinreißen. Ich will nur sagen, daß ich keinen Pfennig verschwendete, und wenn man mir mit wohltätigen Sammlungen kam, zeigte ich immer die kalte Schulter und ‚hatte zu tun‘ ...“

„Ein schlaues und sicher erfolgreiches Verfahren,“ grinste Gibson.

„Ja, natürlich erfolgreich! Ich kann noch hinzufügen, daß ich möglichst jedem, mit dem ich geschäftlich zu tun hatte, das Fell über die Ohren zog und damit allerhand zusammenbrachte. Auch aus wohltätigen Stiftungen habe ich später viel Gewinn gezogen.“

„Und wo ist das Geld jetzt?“ rief ein Zuhörer unter dem Gelächter der anderen.

Verwirrt antwortete der Kapitalist: „Allerdings habe ich meine Schließfächer und Kontobücher bis heute noch nicht finden können – aber was will das schon heißen, ich werde sie schon finden!“

„Bestimmt! Viel Glück!“ bemerkte der Fragesteller mit freundlichem Sarkasmus.

„Viele von uns stecken in derselben Schwierigkeit“, tröstete Gibson, ruhiger als bisher. „Ich nehme an, daß diese tyrannische Bande mit ihrer hypnotischen Gaunerei alles an sich gerissen hat. Ich habe vor, eine Revolution mit Sprengstoff und Giftgas zu organisieren. Aber erstmal weiter im Text! Was für ein anstrengendes Erlebnis haben Sie denn hinter sich? Brachten diese Gecken Sie auf Trab?“

„Nun, das gerade nicht. Aber diese Leute sagten mir, ich wäre jetzt in einer anderen Form der Existenz. Ich wollte natürlich umgehend in den Himmel – denn wozu hätte ich wohl soviel Geld in Wohltätigkeit investiert? Sie führten mich also einen hübschen Weg hinauf, auf dem mir auch ein paar nette Leute entgegenkamen. Die benahmen sich aber so, als ob sie mich nicht recht riechen könnten. Und da fing’s auch schon bei mir an: überall Schmerzen, und atmen konnte ich kaum noch, halbtot mußte ich schließlich umkehren und fiel dann einen Abhang hinunter. Danach fühlte ich mich endlich wieder besser... Kann ja sein, daß alles nur ein Traum war. Aber eigentlich muß ich doch einen steilen Abhang heruntergerollt sein. Ich bin ja ganz zerschunden!“

Gibson lachte und fügte dann etwas ernster hinzu: „Sicher war es ein Traum! Schlafwandler träumen so, wenn sie ihre Kletterkünste produzieren.“

Der Kapitalist wies diese Erklärung nicht gerade zurück, doch auf seinem Gesicht malten sich noch immer Verwirrung und Zweifel.

„Meine Damen und Herrn“, begann Gibson wieder, „Sie werden mit mir übereinstimmen, daß wir ein bißchen mehr Pfeffer brauchen, so ein paar intime Einzelheiten! Vielleicht kann der bessere Herr dort uns einiges enthüllen. Man nannte ihn ja einen Bigamisten – aber wir haben da natürlich eine etwas andere Einstellung als die Bürgerlichen.... Jedenfalls stellt seine Karriere das dar, wofür wir alle eintreten: die Freiheit zu tun und zu lassen, was uns gefällt!“

Ein verhältnismäßig junger Mann, dessen gutgeschnittenes Gesicht frühzeitig erschlaft war, erhob sich daraufhin und sprach grinsend:

„Nun, meine geschätzten Anwesenden, ich hatte schon immer diese gewisse Schwäche für das weibliche Geschlecht“ – zynisches Gelächter zollte ihm Beifall – „und ich

war eigen in meinem Geschmack. Ich suchte mir den aus-
erlesensten Artikel auf jedem Markt. So zog ich denn von
einer Stadt zur anderen, auf der Suche nach der Schönsten
– inklusive großartiger kirchlicher Trauung, versteht sich.
Und wenn ich dann genug hatte, machte ich mich eines
Nachts davon und tauchte unter anderem Namen ein paar
Hundert Meilen entfernt wieder auf... Ich könnte Ihnen
nicht einmal sagen, wieviele Bräute, Frauen und Kinder ich
hinterlassen habe. Aber ich stellte es so klug an, daß ich nie
gefaßt wurde!“

Unter großem Beifall nahm er wieder Platz, und Gib-
son erklärte anerkennend: „Unser Freund hat den wahren
Geist der Freiheit vortrefflich bewährt. Und doch muß ich
sagen: sein Trick wird ziemlich häufig angewandt. Wir
brauchen mal was Aufregendes, etwas das uns so richtig
schaudern macht, einen echt lebendigen Spaß!“

Bei diesen Worten ließ er einen aufmunternden Blick
über die Versammelten gleiten.

„Wenn’s weiter nichts ist – das kann ich euch schon bie-
ten“, sagte der Jüngste der Anwesenden, fast noch ein
Knabe, aber mit harten, steifen Augen.

„Ausgezeichnet! Du siehst mir aus, als ob Du der Rich-
tige bist. Also: schieß los!“

Der junge Mensch lachte tückisch und fing an zu er-
zählen. „Ja, ‚schieß los‘ ist das richtige Stichwort für mich.
Ich war nämlich ein sogenannter Autoknacker und habe
mit den größten Experten dieses edlen Fachs zusammen-
gearbeitet. Beim letzten Überfall auf einen Geldtransport
erschoss ich sechs Männer aus nächster Nähe...“

Alle wandten sich ruckartig um und starrten auf den
Helden dieser sensationellen Geschichte.

„Ja, natürlich – warum waren die so blöd und kamen
mir in die Quere? Geld ist doch dazu da, daß man es sich
nimmt. Ich habe genau dasselbe Recht darauf wie die eh-
renwerten Diebe!“

Er hielt einen Augenblick inne und schüttelte verwirrt den Kopf

„Doch da steh ich vor einem Rätsel: beim letzten Überfall wurde ich bewußtlos geschlagen. Das gehört natürlich zum Spiel. Aber ich begreife nicht, warum sie mich hierherbrachten und freiließen. Warum trag ich keine Handschellen, kann mir das einer sagen?“

Und weil es offenbar niemand wußte, fuhr er fort: „Und da ist noch was Komisches: einer von den Bullen kam und meinte, ich wäre tot! Da hab ich ihn gefragt, ob er blöd wäre, er solle sich zum Teufel scheren. Er sah ein bißchen traurig aus, aber er ging...“

In dem düsteren Raum war es einen Augenblick lang mucksmäuschenstill. Dann zuckte Gibson die Achseln und erklärte laut:

„Hier scheinen unzählige von diesen blödsinnigen Burschen herumzulaufen. Uns allen hat man dies Narrenschwätz aufgetischt.“

Doch der junge Verbrecher fuhr nachdenklich fort: „Die Stelle, wo ich aufwachte, war ja ähnlich wie die, wo wir dem Zahlmeister auflauerten, aber eben doch nicht ganz... Und überhaupt: warum rede ich eigentlich soviel? Das war nie meine Art, meine Privatangelegenheiten an die große Glocke zu hängen. Warum ist mir das jetzt so egal? Kann mir das einer sagen?“

Gibson lächelte ihm anerkennend zu:

„Wie wir alle hast Du Dich entschlossen, auszubrechen und frei zu sein. Wir scheren uns alle nicht mehr um unsere früheren Hemmungen.“

„Na gut“, schloß der junge Bursche, „jedenfalls werde ich nach alter Gewohnheit weiterarbeiten, und wehe dem, der mir dabei über den Weg läuft – ich warne euch!“

Die Blätterhaufen raschelten, als seine Nachbarn von ihm abrückten. Sein wildes Bekenntnis hatte selbst diese finsternen Gemüter mit Schauer erfüllt. Auch Gibson

fürchtete, daß solche gewalttätigen Gewohnheiten zu ernstesten Störungen führen könnten und sagte rasch:

„Leute, das war der Stoff, nach dem wir verlangten.“ Und um die Aufmerksamkeit von dem jungen Übeltäter abzulenken, kündigte er an:

„Jetzt werden wir noch etwas besonders Interessantes zu hören bekommen, nämlich einen ‚sehr ehrenwerten Dieb‘, wie sich unser junger Freund ausdrückte. Gewöhnlich allerdings heißen diese Leute ‚politische Schieber‘. Der Herr kann uns sicher nähere Auskunft über dieses atemberaubende Gewerbe geben.“

Ein beleibter, stiernackiger Mann bewegte sich knurrend auf seinem Platz. Seinem fleischigen Gesicht nach mußte er den Freuden der Welt sehr zugetan gewesen sein, und seine harten Augen sprachen von einem bedenklichen Mangel an moralischen Hemmungen.

„Ich kann es mir nicht leisten, viel zu erzählen“, begann er zögernd. „Es gibt zu viele Löcher im Zaun – man kann nicht vorsichtig genug sein. Aber soviel kann ich schon sagen, daß ich mit großem Gewinn jeden Regierungsauftrag abstaubte und schöne Bestechungsgelder von den Schmugglerkönigen bekam. Ich konnte nämlich dafür sorgen, daß buchstäblich Hunderte von Waggons mit Alkohol den Zoll unkontrolliert passierten. Natürlich ging bei Stichproben ab und zu mal ein Waggon hops, schon um die Öffentlichkeit zu beruhigen. Wie das ganz ohne Skandal vor sich ging, möchte ich hier lieber nicht erörtern. Aber ich kann Ihnen von dem Spaß erzählen, den wir uns im Regierungszentrum leisteten, um uns vor vergiftetem Alkohol zu schützen – das machte nämlich das heimliche Trinken in den Garderoberäumen gefährlich. Wir machten es also wie die Könige der alten Zeiten, die einen Mundschenken oder Vorschmecker hatten. Wir holten uns zu diesem Zweck einen Nigger. Gutmütig, wie diese Rasse nun einmal ist, waren diese Burschen jederzeit bereit, uns mit zufriedennem

Grinsen zu dienen. Und wenn wir sahen, daß ihm nichts passierte, tranken wir auch. Natürlich bestand die Gefahr, daß unser farbiger Vorschmecker abkratzte – aber was sollten wir machen, wir mußten doch jemand voranschicken?! Was hätte aus den Regierungsgeschäften werden sollen, wenn die ehrenwerten Beamten vor Durst umgekommen wären?“

Das sollte ein Witz sein, und er wurde denn auch mit wieherndem Gelächter quittiert. Als der Beifall sich gelegt hatte, sagte Gibson in liebenswürdigem Ton:

„Unser erlauchter Freund hat uns mit diesem verstohlenen Blick in seine Regierungsgeschäfte erstklassige Unterhaltung geboten. Wir fühlen uns ihm für diesen seltenen Vorzug sehr verbunden. Und nun, ‚Bruder Foley‘, der gefeuerte Reformator – jetzt sind Sie dran!“

„Wenn Sie womöglich denken, ich stünde hier, um meine Sünden zu bekennen, so irren Sie sich“, sagte der schmallippige Mann und versuchte, sein strenges Gesicht in gütige Falten zu legen. „Ich tat niemals etwas Falsches – im Gegenteil! Ich habe immer das Böse gemieden. Ich trinke nicht, ich rauche nicht, ich fluche nicht. Aber ich bin regelmäßig zur Kirche gegangen, ich habe Almosen gegeben, und vor allen Dingen großen sozialen Reformen zum Durchbruch verholfen. Obgleich ich kein Geistlicher bin, habe ich bei jeder Gelegenheit über Moral gepredigt, und die Leute liebten mich und nannten mich ‚Bruder Foley‘. Ein Mann meiner Aufgaben und Fähigkeiten muß natürlich Hilfe bei seiner Reformarbeit haben, und so beschäftigte ich stets einige junge Frauen – natürlich ganz im stillen – Sie verstehen...“

„Haha!“ schrie jemand unter dem Gelächter der anderen, „das hab ich erwartet!“

Verletzt von soviel Heiterkeit wandte Bruder Foley beleidigt ein:

„Na, hören Sie mal – ein überarbeiteter Mann muß sich doch erholen! Nach getaner Arbeit hatte ich doch wohl das Recht auf eine kleine Ablenkung!“

„Aber meine Herren!“ beschwichtigte Gibson das stürmische Vergnügen der Zuhörer, „selbstverständlich weiß Bruder Foley, was er zu tun und zu lassen hat. – Bitte erzählen Sie uns nähere Einzelheiten von Ihren – Freizeitbeschäftigungen!“

„Ich denke, ich habe genug darüber gesagt und finde dabei nichts Lächerliches“, brummte Bruder Foley. „Ich bin ein ehrbarer Mensch mit unbescholtener Vergangenheit. Das teilte ich auch denen mit, die mir erklärten, ich sei jetzt hier in einer anderen Existenz...“

„Haben Sie etwa auch versucht, in den Himmel zu kommen?“

„Selbstverständlich! Ich machte diesen Leuten klar, daß wohl niemand ein besseres Recht darauf hätte als ich und verlangte, sofort eingelassen zu werden. Daraufhin geleitete mich ein Führer an einen Ort, von dem er behauptete, er sei ein Teil des Himmels. Zuerst gefiel es mir auch ganz gut. Alles sah reizend aus, und ich kam mir recht großartig vor, als mehrere Leute herankamen und mich begrüßten. Wahrscheinlich hatten sie von meiner Vergangenheit gehört und wußten mein Wirken zu schätzen. Aber dann geschah etwas Merkwürdiges – noch ehe sie nahe genug herangekommen waren, um mir die Hand zu schütteln, blieben sie unvermittelt stehen. Man hätte denken können, daß sie einen fürchterlichen Gestank wahrnahmen, der ihnen unerträglich war. Wären sie nicht zu höflich gewesen – ich glaube, sie hätten sich die Nase zugehalten! „Was ist denn mit denen los?“ fragte ich meinen Begleiter, doch ehe er antworten konnte, geschah etwas Entsetzliches mit mir: Ich – nun, ich roch zwar nichts Unangenehmes, aber ich mußte fast ersticken! Ich konnte fast keinen Atem mehr schöpfen und wußte überhaupt nicht, wie mir ge-

schah! Anscheinend bin ich viele Meilen weit gelaufen, bis ich mich wieder wohler fühlte.“

In das höhnische Gelächter der Zuhörer hinein fragte Gibson:

„Das war ein höllischer Himmel, nicht wahr?“

„Was gibt's denn da zu lachen? Das war wirklich kein Spaß! Die müssen doch eine gänzlich ungerechtfertigte Antipathie gegen mich gefaßt und mich mit irgendeinem Giftgas ausgetrieben haben! ,Warum konnte ich denn auf einmal nicht mehr atmen?' fragte ich meinen Führer. Und wissen Sie, was seine unverschämte Antwort war? ,Das einzige, was man gegen Dich hat, ist Dein eigenes Selbst... In der himmlischen Atmosphäre wärst Du wie ein Fisch auf dem Trockenen gewesen...' Selbstverständlich trennten wir uns, nachdem ich ihm zuvor noch gründlich die Meinung gesagt hatte, nämlich daß er unfähig wäre, die vortrefflichen Eigenschaften meiner außergewöhnlichen Persönlichkeit richtig einzuschätzen – und überhaupt!“

„Wir sind ganz Ihrer Meinung!“ grinste Gibson, „und wir danken Ihnen für Ihren außerordentlich interessanten Beitrag. Aber ehe wir die anderen Herren hören, brächte vielleicht eine weibliche Zugabe ein wenig Abwechslung in unser Programm. Laßt uns also die Damen hören. Anita, wie wär's mit Dir? Du könntest den Reigen eröffnen, damit die andern Zeit haben, sich auch ein Herz zu fassen!“

Anita blickte Gibson fest an. Sie sah niedergeschlagen und hoffnungslos aus, aber ohne Empfindlichkeit sagte sie deutlich und in aller Entschiedenheit: „Als dieses widerliche Schauspiel vorgeschlagen wurde, habe ich Dir gesagt, daß ich nichts erzählen würde. Das brauche ich Dir wohl nicht zu wiederholen.“

Gibson zog finster die Augenbrauen zusammen, fand aber gleich seine gute Laune wieder und meinte:

„Du zeigst ja eine ganz bemooste Prüderie, wenn Du diesen Hauptspäß unseres momentanen Lebens ‚widerlich‘ findest, Anita!“

Es sollte milde und scherzhaft klingen, aber die versteckte Zurechtweisung war deutlich zu spüren.

XV. KAPITEL

BIS JETZT WAR WILBERT BEVERLEY WIE BETÄUBT DAGELEGEN. Erst ganz allmählich kehrte sein Bewußtsein zurück, und damit vollzog sich eine sonderbare Veränderung seines Gemütszustands. Es war, als dränge diese schmutzige, seinem innersten Wesen gänzlich entgegengesetzte Atmosphäre die beängstigenden Halluzinationen zurück. Wie Nebelwände lösten sie sich nach und nach auf – unter dem Licht der kleinen Strahlen, die sich in seiner Seele wie Speere voller Abwehr gegen die Bosheit seiner Umgebung richteten. Die körperliche Erschöpfung hielt seine Muskeln zwar immer noch gelähmt; ohne sich zu rühren, wie in einem Alptraum, empfand er die Bekenntnisse der Anwesenden wie stinkendes Abwasser, das sich in den Raum ergoß.

Jetzt aber fuhr der Name ‚Anita‘ wie ein Blitz in seinen Dämmerzustand. Er richtete sich ein wenig auf und stützte seinen Kopf in die Hand. Mit zunehmendem Interesse und erhöhter Wachsamkeit verfolgte er, was auf dieser gespenstischen Bühne weiter vor sich ging.

„Na schön“ hörte er Gibson sagen, „vielleicht können wir von der Dame dort drüben etwas erfahren. Sie kommt ja aus den sogenannten ‚besseren Kreisen‘. Gnädige Frau, wären Sie bereit, uns zu erzählen, warum sie in dieser Atmosphäre einsamer Größe abseits sitzen?“

Die ‚Dame der besseren Kreise‘, eine elegant gekleidete Person in mittleren Jahren, schien nur die höfliche Anrede, nicht aber die versteckte Ironie bemerkt zu haben. Sie antwortete sogleich:

„O, ich habe nichts weiter zu sagen, als daß ich mich hier völlig deplaziert fühle. Warum bin ich hier mit solchen – solchen Personen zusammen? Da muß ein Irrtum vorliegen! Ich habe von Anfang an klargestellt, daß ich erwarte, in die ersten Kreise eingeführt zu werden. Ich gehörte doch zu den oberen Zehntausend, meine Gegenwart gab jedem Dinner Würde und jedem Five o'clock tea ein höheres Niveau. Nach alledem hierher zu kommen – das ist ja geradezu absurd!“

„Soso – Sie halten es also für gänzlich unerträglich, Schulter an Schulter mit so gewöhnlichen Menschen die Nacht zu verbringen?“

Gibsons Ton war ausgesprochen sarkastisch.

„Sie drücken es etwas unverblümt aus, aber Sie haben natürlich ganz recht!“

„Nun, dann möchten wir gern wissen, warum Sie so viel besser sind als wir. Haben Sie sich etwa durch ungewöhnlichen Geist oder höhere Kultur ausgezeichnet? Oder waren Sie durch besondere Verdienste um das öffentliche Wohl und durch ‚gute Werke‘ bekannt?“

„Nein, das hatte ich doch nicht nötig; schon als Tochter eines reichen Fabrikanten, dessen Seife in der ganzen Welt berühmt ist, wurde ich doch schon von allen umworben!“

„Zusammen mit Ihrem vielen Geld, nicht wahr?“

„Natürlich, aber ich gab nur, wenn es nicht zu vermeiden war. Sehen Sie, meine gesellschaftliche Stellung war durch Geburt gesichert.“

„Na, ich bezweifle, daß der Zufall der Geburt – selbst wenn sie durch so hervorragende Seife geadelt ist – Ihnen hier, wo das Oberste zu unterst gekehrt wird, je etwas nützen wird. Jedenfalls haben die Leute, die hier das Heft in der Hand haben, eine andere Art, die Dinge zu sehen.“

„Dann muß man sie eben eines besseren belehren!“ Sie blickte verächtlich um sich. „Das kann doch jeder sehen, daß ich nicht hierher gehöre!“

Gibson grinste unverschämt; seine Augen funkelten gefährlich.

„Was mich betrifft: ich fühle mich in dieser Umgebung sehr wohl, obgleich ich mich früher auch in den ‚besseren Kreisen‘ bewegt habe. Glücklicherweise hatte ich es nicht nötig, wie gewisse Emporkömmlinge, gute Manieren extra zu kultivieren. Und wie stand das bei Ihnen, Madame? Seien Sie ganz offen.“

„Nun ja, ich mußte schon ein bißchen nachhelfen. Es war oft nicht ganz einfach. Da war z.B. eine Frau, die hatte unter ihren Vorfahren lauter Gelehrte und Staatsmänner, Generale usw. Sie war natürlich arm, aber es ärgerte mich, daß sie mich immer mit so einer Art amüsiertes Duldung behandelte. Selbstverständlich habe ich mich gerächt: Ich kaufte sämtliche Hypotheken, die auf ihrem Haus lagen, und warf sie dann hinaus.“

Sie schwieg einen Augenblick und sah nachdenklich aus. „Merkwürdig war nur, daß sie auch dann, als sie alles verloren hatte, immer noch höflich und überlegen tat. Das kann ich einfach nicht verstehen.“

„O ja, das ist nur zu leicht zu verstehen: sie war eben eine ‚echte‘ Dame, und das ist ein himmelweiter Unterschied zu einer unerträglichen Snobistin“ grinste Gibson.

Sie wurde rot und sah ihn einen Augenblick lang mißtrauisch an, aber ihre Gedanken kehrten rasch wieder zu den jetzigen kränkenden Umständen zurück.

„Aber ich sage Ihnen ja: hier liegt ein Irrtum vor. Ich habe sogleich erklärt, daß ich mir das teuerste Haus leisten könne, und man hat mir nur geantwortet, daß an diesem Ort der Eintritt in die bessere Gesellschaft ausschließlich vom Charakter abhängt, nicht aber vom Geld oder von der früheren sozialen Stellung. Als ich dann meinte, da könnte

ja jede Köchin hineinkommen und eine Königin ausgeschlossen werden, hieß es, daß dies durchaus möglich sei. Da wurde es mir natürlich zuviel, und ich machte denen klar, wie blödsinnig eine solche Einrichtung wäre. Aber sie machten sich einfach aus dem Staube, und nun bin ich hier – einfach abscheulich!“

„Und weil Sie nun mal hier sind, habe ich Ihnen einen kleinen Rat zu bieten: Wenn Sie nicht allzu einsam bleiben wollen, so freunden Sie sich so rasch als möglich mit Ihren Nachbarn an, selbst wenn deren Stammbäumen der seifige Glanz des Ihrigen fehlen sollte.“

Alles lachte schadenfroh, während sie sich wütend fester in ihre Gewänder hüllte und von den andern abrückte.

„Jetzt könnten wir vielleicht etwas von ‚Lady Chippy‘ hören“, schlug Gibson vor und lächelte eine kleine brünette Frau freundlich an, bei der Lippenstift und Rouge nicht verheimlichen konnten, daß ihre Jugend unwiederbringlich dahin war. „Ich nenne sie Chippy, weil sie so schlank und anmutig wie ein kleiner Vogel ist. Nachdem wir durch Diskussionen über höhere Gesellschaftskreise gelangweilt wurden, könnten Sie uns vielleicht mit etwas intimeren Erzählungen über Ihre diversen Liebesaffären erfrischen – so etwas hatte ich nämlich im Sinn, als ich um einen leichten weiblichen Anstrich bat. Also bitte, und genießen Sie sich nicht. Wir alle werden Sie nur desto lieber haben.“

Chippy konnte einer so freundlichen Überredung nicht widerstehen und begann mit geziertem Lächeln ihre Geschichte:

„Ich konnte mich niemals nur mit einem Manne zufrieden geben. Mein Jim war ein guter, treuer häuslicher Narr. Es war nicht schwer, ihn jahrelang hinter’s Licht zu führen. Sehen Sie, wir lebten in der Nähe der Universität und vermieteten immer zwei Zimmer an nette junge Studenten...“

Die große Blonde bewegte sich plötzlich, drehte sich nach Chippy um und musterte sie von oben bis unten.

„P-h! Studenten! Diese armen Würstchen! Die können sich doch nichts leisten!“

„Sie – Sie – gemeines – “ Chippy fand in ihrer Wut keine Worte.

„Ausgerechnet Du kleines Luder willst von Gemeinheit reden!“ höhnte die andere. „Ich betrieb das älteste Gewerbe, aber ich war dabei wenigstens ehrlich! Ich hab nie einen ‚guten, treuen häuslichen‘ Ehemann betrogen – so gemein war ich nie!“

„Ich war mein Lebenlang eine anständige Frau!“ kreischte Chippy, „aber Du – Du –!“

„Anständig!“ stieß die Blonde verächtlich hervor. „Deine Sorte wird mehr von der Hölle zu spüren bekommen als unsereiner!“

Chippy sprang mit ausgestreckten Händen auf, um der Gegnerin das Gesicht zu zerkratzen, aber sie wurde von starken Armen auf ihren Platz zurückgeschleudert.

Gibson schüttelte sich vor Lachen.

„Aber, aber meine Damen!“ rief er, „so geht das nicht! Vergessen Sie doch bitte nicht, in welcher Gesellschaft Sie sich befinden! Wir wollen unseren netten Erfahrungsaustausch nicht in einen Krawall ausarten lassen!“

Er griff sich den jungen Banditen und setzte ihn zwischen die beiden wütenden Frauen. Aber sie lehnten sich zurück und flüsterten sich hinter seinem Rücken mordlustige Verwünschungen zu.

Als Gibson sich nach einem neuen Erzähler umsah, rief einer von den Männern: „Jetzt sind Sie erstmal dran, Gibson. Wenn es jemals einen vollendeten Experten für irgendeine Teufelei gegeben hat, so sind Sie es doch! Wir freuen uns alle drauf, Sie zu hören!“

Alle klatschten diesen Worten Beifall und schrien: „Ja, ja – Gibson ist an der Reihe!“

Gibson wandte sich geschmeichelt lächelnd seinen Bewunderern zu und meinte bescheiden:

„Wirklich sehr schmeichelhaft und fast zuviel der Ehre! Aber da Sie so sehr darauf drängen, muß ich es wohl tun. Sie sollen von dem schlauesten Unternehmen hören, das ich jemals zustande brachte.“

Er unterbrach sich, überlegte nachdenklich und fuhr dann fort:

„Sie mögen sich vielleicht wundern, warum ich so schnell dazu bereit bin – ich muß mich ja sogar über mich selbst wundern –, aber es ist mir irgendwie gleichgültig geworden. Wie unser junger Freund es ausdrückte: ich scher mich einfach um nichts mehr!“

Alle schrien durcheinander: „Das meinen wir ja auch! Los, weiter!“

„Also dann: Ich habe einmal die Dummheit begangen, ein Mädchen heimlich, aber legal zu heiraten – bloß um sie zu beruhigen. Natürlich kam dann eine Zeit, in der ich eine glänzendere und öffentliche Heirat wünschte, und da war sie mir halt sehr im Weg. Sie wollte partout in keine Scheidung einwilligen, außerdem hätte ein Skandal meine neuen Pläne empfindlich gestört. Was sollte ich also tun? Ich dachte es nach allen Gesichtspunkten gründlich durch und kam zum Schluß: wenn Napoleon den Tod von Hunderttausenden in Kauf nahm, um seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen, warum sollte nicht auch ich – ein ebenso gottähnlicher und entschlossener Geist – ein kleines, unbedeutendes Hindernis aus dem Wege räumen? Ich wußte, daß sie mir Unannehmlichkeiten machen würde. Sie hatte mir sogar schon gedroht, als sie merkte, daß ich einer anderen auf der Spur war... Also blieb mir gar nichts anderes übrig: Ich mußte sie loswerden und gleichzeitig den jungen Rechtsanwalt unschädlich machen, der mir in dem Rennen um das andere Mädchen voraus war. So beschloß ich, es in seinem Büro zu tun, damit der Verdacht auf ihn fiel. Er war

ein ganz zerstreuter Bursche und vergaß oft, seine Tür abzuschließen. Als er und seine Stenotypistin gerade fort waren, brachte ich meine Frau dahin, unter dem Vorwand, eine Urkunde unterschreiben zu müssen.“

Im ganzen Raum war es still, als Gibson eine kleine Pause machte. Dann raschelte das Laub, auf dem Anita saß. Ihre Augen waren weit aufgerissen, die Lippen geöffnet und der Atem ging stoßweise. Es schien, als horche sie mit dem ganzen Körper.

„Ich wollte es eigentlich mit einem starken Papiermesser tun, das wie ein Dolch immer auf dem Schreibtisch meines Rivalen lag – es sollte als Beweisstück gegen ihn zurückbleiben. Zuerst ging auch alles wie geplant, aber plötzlich schien sie Verdacht zu schöpfen – sie schrie und wollte zur Tür. Ich packte sie um den Hals, um ihr den Mund zu schließen. In der Aufregung hatte ich die Waffe ganz vergessen und drückte wohl ein bißchen allzu fest zu...“

Ein leiser Aufschrei unterbrach ihn:

„Ja, das hast Du gemacht – jetzt erinnere ich mich wieder!“

Anitas Stimme klang heiser und wie aus weiter Ferne, aber sie erreichte jedes Ohr, auch das des jungen Beverley. Alle Augen richteten sich auf sie. In der lautlosen Stille, in der allen eine überraschende Erkenntnis aufdämmerte, fuhr Gibson plötzlich zusammen; nach Fassung ringend, sagte er stotternd und böse:

„Du irrst – ich – Du bist ihr nur ähnlich – aber selbstverständlich bist Du nicht jene Anita, denn... ich war doch bei ihrem Begräbnis dabei!“

Atemlos schweigende Erwartung füllte den dämmrigen Raum. Dieses gaffende Publikum, das trotz seiner letzten Erfahrungen daran festhielt, noch im irdischen Dasein zu leben, war gebannt von dieser unvorhergesehenen Szene. Könnte es vielleicht doch sein, daß diese Frau in einem anderen Dasein vor ihrem Mörder stand? Erlebten

sie, was kein Auge oder Ohr jemals erfahren würde – den Höhepunkt eines ungeheuerlichen Dramas jenseits des irdischen Grabes?

Aber wie konnte das sein? Dort stand Gibson in schnell wiedergewonnener Haltung und forderte aufs neue mit einem Lächeln ihre Aufmerksamkeit, ganz als ob nichts geschehen wäre:

„So war ich also zugleich von meinem Hindernis und von meinem Rivalen befreit. Er wurde festgenommen, und obgleich sein Alibi ihm den Kopf rettete – was er durchzumachen hatte, ließ ihn als Wrack zurück.“

In das nun folgende Schweigen hinein klang Anitas monotone, schmerz erfüllte Stimme:

„Hör mir jetzt zum letzten Mal zu, Gibson. Ich vergab Dir, weil ich Dich liebte und glaubte, daß Du in einer Aufwallung wahnsinniger Leidenschaft gehandelt hast. Und ich blieb bei Dir, weil ich hoffte, Dich vor Dir selbst retten zu können. Aber jetzt weiß ich, daß Du ein vorsätzlicher Mörder bist. Du hast nicht allein mein irdisches Leben ausgelöscht, auch meine verblendete Liebe ist tot. Es ist aus.“

„Nichts ist aus“, antwortete Gibson ärgerlich. „Ich brauche Dich und will Dich behalten. Setz Dich.“

Anita war aufgestanden, um den Raum zu verlassen. Sie blieb nur einen Augenblick stehen, um die trockenen Blätter von ihren Kleidern zu klopfen, ohne Gibson noch eines Blickes zu würdigen, der sie immer drohender ansah.

Da rettete ein neues und unerwartetes Ereignis sie vor seiner Gewalttätigkeit: Wilbert Beverley hatte sich erhoben – kalten Zorn in den Augen. Seine Stimme zeigte wiedergewonnene klare Vernunft, als sie scharf in den Raum schnitt:

„Also Sie waren es, Gibson, der den falschen Verdacht auf mich gelenkt hat, und...“

Gibson wandte sich überrascht um und sagte ruhig:
„Soso, haben wir sie also aufgeweckt?!“

Er ging auf Beverley zu und blickte höhnisch in sein blasses, erregtes Gesicht.

„Ja, das habe ich getan, und es war ein gutes Geschäft. Nun – und was hat unser Schwesterlein jetzt vor?“

Er drehte sich nach Anita um – im gleichen Augenblick fuhr Beverleys Faust vor. Gibson fiel flach auf die Erde und fuchtelte wild mit den Armen, um wieder auf die Beine zu kommen.

Die überraschten Zuschauer waren aufgesprungen und drängten nach vorn – nicht um einzugreifen, sondern um diese neue Sensation zu genießen. Anita zwängte sich mit Mühe durch und sah, wie Gibson sich fluchend erhob.

„Ja, ich wollte ihn aus dem Weg räumen!“ brüllte er, „und jetzt soll mich niemand mehr davon abhalten!“

Anita warf sich zwischen die beiden und flüsterte Beverley eindringlich zu: „Gehen Sie schnell hinaus – schnell, ehe er Sie totschießt. Ich will versuchen, ihn zurückzuhalten. Hier wird keiner einen Finger rühren, um Ihnen zu helfen – schnell – gehen Sie!“

Aber Beverley ging um sie herum und warf sich auf seinen Feind.

Da rief jemand warnend: „Achtung – da kommt jemand!“

Ein Gesicht erschien in dem niedrigen Eingang, wie von innen her leuchtend, denn seine feinen Umrisse hoben sich von dem dunklen Hintergrund ab. Das Gesicht bewegte sich langsam vorwärts; die ganze Gestalt wurde sichtbar und zog mit geheimnisvoller Gewalt die Blicke auf sich. Es war Lionel, der Wächter.

Das aufgeregte Gemurmel schien die beiden Kämpfenden nicht zu erreichen. Lionel streckte seinen Arm aus – und plötzlich stand Beverley wieder frei auf seinen Füßen, während Gibson unwiderstehlich in die Reihen seiner verblüfften Genossen zurückgedrängt wurde.

Eine Hand beruhigend auf Beverleys zitternden Arm gelegt, stand der Wächter jetzt vor dem murrenden Haufen. Ängstlich und verwundert hielt Anita sich abseits. Dann begann Lionel zu sprechen. Seine Stimme klang seltsam klar und traurig durch den häßlichen, düsteren Raum: „Wie es auch mit Euch stehen mag – jetzt wird noch einmal an Eure Fähigkeit zur Reue appelliert. Wenn jemand auch nur den geringsten Wunsch verspürt, auf seinem bisherigen Weg umzukehren, der...“

„... möge bereuen – zum Teufel!!“ brüllte Gibson. Sein entstelltes Gesicht loderte von Haß und Wut. „Zum Teufel mit der Reue!“

Ein heulender Chor hinter ihm wiederholte seine Worte; wildes Gelächter der Männer mischte sich mit dem schrillen Kreischen der Weiber.

Lionel indes blickte ruhig auf die tobende Menge und warf einen letzten Mahnruf hinein:

„Ist hier nicht wenigstens *einer*, der...“

„Faßt ihn!“ schrie Gibson außer sich und stürzte vor. „Alle zusammen – los – faßt ihn, macht ihn fertig!“

Geschlossen drängten sie vorwärts – um plötzlich wie durch eine unsichtbare Barriere aufgehalten zu werden.

Nun kam Leben in die erstarrte Anita. Mit einem qualvollen Aufschrei brach sie durch diese Schranke. Verzweiflung und Hoffnung gaben ihr übermenschliche Kraft. Sie sank zu Lionels Füßen nieder und hob flehend die Arme:

„Hilf mir! Hilf mir! Bring mich aus diesem Höllenloch hinaus – ich will alles tun – *alles!* Ich will Fußböden scheuern – und wenn ich in Versuchung komme, will ich Widerstand leisten, will...“

Als Lionel sie emporhob, strahlte sein Gesicht vor Freude:

„Ich wußte, daß Du kommen würdest – und ich weiß auch, daß Du widerstehen wirst.“

Wilbert Beverley, der neben Lionel stand, sah sie voller Mitgefühl an. Ihm ging ein Ausspruch durch den Kopf: „Diese hat viel geliebt...“

Gibson und seine tobende Horde wurden nicht mehr beachtet. Lionel führte seine beiden Schützlinge durch die Tür ins Freie und fragte dann Beverley:

„Wohin möchten Sie jetzt gehen?“

„Mein Kopf ist zwar wieder klar, aber rein physisch fühle ich mich noch so elend, daß ich gern noch ein Weilchen zu meinen beiden lieben Pflegerinnen zurückkehren würde.“

„Gut, dann werde ich Sie dahin begleiten. – Und Dich“, wandte er sich an Anita, „möchte ich der Obhut guter Frauen übergeben.“ Und als er sie zusammenzucken sah, fügte er lächelnd hinzu: „Hab keine Angst! Es ist dort anders, als Du es Dir vorstellst. Sie werden Dich liebhaben, und Du wirst sie wiederlieben.“

Anita scheute zurück: „Ich – ich bin es nicht wert!“ flüsterte sie.

„Wir sind nie würdiger, als in dem Augenblick, da wir uns unwürdig vorkommen. Freu Dich nur – zum Teil kam ich Deinetwegen hierher. Dein Ruf nach Erlösung wurde erhört.“

Es war Nacht geworden; dennoch sah sie den mitfühlenden Ausdruck in seinen Zügen, der eine Erinnerung an ihre Mutter weckte. Sie fühlte sich geborgen wie in ihrer Kindheit.

XVI. KAPITEL

WAR ES NUR EIN TRAUM? WILBERT BEVERLEY VERMOCHTE nicht zu fassen, was da eben neben ihm geschehen war und ein so unsagbar beglückendes Gefühl in ihm hinterlassen hatte. Die Sonne schien durch das Fenster, grünflimmernd gedämpft von den Weinranken, die außen um die Rahmen im leisen Luftzug spielten. Aber es war nicht nur dieses Licht, das ihn mit einer so unbeschreiblichen Lebenskraft erfüllte – was ihm widerfahren war, hing mit diesem Traumbesuch zusammen. Sein Herz floß über, und er sehnte sich wie nie zuvor nach Sylvia... Wenn doch wenigstens Muriel käme...

Sie kam und brachte in einer kristallinen Schale ein Blumengebinde, wie er es so schön noch nie gesehen hatte. Oder sah er jetzt nur anders? Sie stellte die Schale neben sein Bett und blickte ihn freundlich an:

„Wie geht es, Sie Glücklicher?“

„Sagen Sie, Muriel“, sprudelte er hervor, „waren eben hier zwei wunderbare Menschen bei mir? Oder hab ich das nur geträumt?“

„O nein, Ihre Eltern haben Sie besucht. Sie sind eben wieder gegangen. Es sind wirklich wunderbare Menschen! Als wir erfuhren, daß sie kommen wollten, haben wir zu ihrem Empfang das ganze Haus mit Blumen geschmückt“. Sie sah ihn nachdenklich an und fügte hinzu: „Wie glücklich können Sie sein, aus einem so edlen Geschlecht zu stammen!“

„Dann war es also Wirklichkeit – ach Muriel, ich kann es noch gar nicht fassen! Denken Sie doch: ich habe meine Eltern nur in meiner Kindheit gekannt, sie starben früh.

Aber schon in der Erinnerung kamen sie mir immer so jung und schön und gütig vor – wenn auch meine Mutter oft verhärtet und elend aussah... Und jetzt: beide so verändert, soviel vollkommener geworden in allen Zügen. Und wissen Sie, was mir besonders aufgefallen ist? Wenn die beiden sich ansahen, schien es, als würde ihre Schönheit und Ausstrahlung jedesmal stärker – wie soll ich es nur beschreiben? Das Gesicht meiner Mutter machte dann den Eindruck, als öffne sich eine Blume dem Morgenlicht und als wenn dann bei meinem Vater das Farbenspiel einer Flamme von einem inneren Luftstrom aufglühte...“

Muriel unterbrach seinen Redestrom:

„Wie gut Sie das wahrgenommen haben, Wilbert, und wie treffend ausgedrückt! Das ist sehr verheißungsvoll für Ihren inneren Zustand. Haben Sie nicht auch das Gefühl, als seien Ihnen die Augen geöffnet?“

„Ja, so empfinde ich es tatsächlich. Und was für wunderbare Gespräche wir führten! Ich wurde so sehr an meine Kindheit erinnert, und mir wurde klar, daß schon damals der rechte Same in meine Seele gelegt worden ist. Mir fiel sogar das kleine Gebet ein, das die Eltern jeden Abend an meinem Bettchen mit mir sprachen. Es ging etwa so‘

Herr, sei mit uns alle Tage
Hier in dieser Lebensplage,
Bis die Schatten länger werden,
Wie am Abend unsrer Erden
Stille wird die innre Welt,
Und des Lebens Fieber fällt
Unsre Arbeit ist getan.
Dann sieh uns Du in Gnaden an.
Führe uns zum Hafen ein,
Um im ewgen Licht zu sein.

„Ja“, warf Muriel ein, „die beiden sind wirklich in Gottes Friedenshafen eingelaufen...“

„Und mein Vater erzählte, wie sie trotzdem ein tätiges und nützlich Leben führen im Dienst großer, herrlicher Aufgaben... Und dann gestand ich ihnen, daß ich Sylvia kennengelernt habe, dies wunderbare Mädchen, die der Mutter so ähnlich ist, und daß ich wie in einem Traum ihren Namen auf der Passagierliste eines Schiffes sah, das im Atlantik untergegangen ist...“

„O, dann ist sie also auch herübergekommen!“ unterbrach ihn Muriel – „Und Sie werden sie hier wiederfinden!“

„Ja, das sagte Mutter auch, wenn wir beide den ernstlichen Wunsch haben und es Gottes Wille ist. Und Vater fügte hinzu, daß das Gesetz der geistigen Anziehung nie versagt, wenn wir beide wirklich einander das Licht unseres Lebens sind... Und dann, Muriel, möchte ich mit ihr in der Nähe meiner Eltern wohnen.“

„Ja, das wird wohl möglich sein – auf alle Fälle wird Ihr künftiges Heim unter allen Möglichkeiten dasjenige sein, in dem Sie das größte Glück empfinden.“

Wilbert legte sich zufrieden und ein wenig erschöpft vom Spiel seiner stürmischen Gemütsbewegungen in die Kissen zurück.

„Und dann muß ich für eine Weile die Augen geschlossen haben“, murmelte er, „denn als ich sie wieder aufmachte, war ich allein und sah gerade noch durch's Fenster, wie sich ein flammendes, flugzeugähnliches Gebilde in die Luft erhob und entschwand... So ähnlich hab ich mir als Kind den feurigen Wagen vorgestellt, mit dem Elias gen Himmel fuhr.“

„Da haben Sie also noch das Gefährt gesehen, das Ihre Eltern in die eigenen Regionen zurückbrachte. Dort glänzt alles um sie herum – als Ausfluß und Widerschein ihrer Weisheit und der fortwährenden Tätigkeit ihrer sich stets erneuernden Liebe.“

„Ach, ich bin so unzufrieden mit mir! Anstatt weiter zuzuhören und noch viel mehr zu fragen, bin ich eingeschlafen...“

„Aber sie werden wiederkommen, soll ich Ihnen ausrichten!“

„O schön – aber dann – dann werde ich...“

Muriel lächelte auf ihn herab. Er war fest eingeschlafen.

XVII. KAPITEL

LIONEL DER WÄCHTER ÜBERBLICKTE DEN DÜSTEREN SCHAU-
platz, der mit stagnierenden Teichen und schleimigen
Sümpfen eine trostlose Atmosphäre spiegelte. An ihren
Rändern standen primitive Hütten, aus Lehm und Stangen
kunstlos zusammengeklittert; den Hintergrund begrenzte
ein grauer Wald, dessen Vegetation tot oder hoffnungslos
krank zu sein schien. Eine kleine Gesellschaft von Männern
und Frauen in zerfetzten Kleidern irrte durch die häßliche
Landschaft; sie erschrakten bei Lionels Anblick und mach-
ten eine Kehrtwendung dem Walde zu. Ihre harten Gesich-
ter verzerrten sich unter unnatürlichem Gelächter. Es über-
raschte ihn nicht, daß er unter ihnen einige Leute aus Gib-
sons Beichtkomödie wiedererkannte; er blickte ihnen
bekümmert nach und fand es dennoch beruhigend, daß sie
sich selbst und ihre Umgebung selten so sahen, wie er sie
sah. Ekel stieg in ihm auf – nur das Bewußtsein, daß er seine
Mission im Auftrag einer höheren Macht erfüllen mußte,
gab ihm die Kraft, das Elend dieser Leute zu ertragen.

Unberührt vom Schlamm und Unrat der Wege näherte
er sich einer Hütte und klopfte an die Tür. Sie wurde nicht
geöffnet; eine heisere Stimme rief „herein!“ In der trüben
Dämmerung des Raumes saß an einem einfachen, wackli-
gen Tisch ein hagerer Mann mit glanzlosen Augen und blät-
terte in einem Bündel schmutziger Geldscheine.

„Nun, wie geht es Dir heute?“ fragte Lionel freund-
lich.

„Ich zähle mein Geld“, antwortete der Mann mit sor-
genvoller Stimme. „Es ist zwar noch alles da, aber Tag und

Nacht quält mich die Angst, daß man es mir wegnehmen wird!“

„Du hast wirklich keinen Grund dazu! Für Deine Nachbarn sind diese Papierbündel nichts wert. Jeder gönnt Dir doch die Lust an dieser Täuschung.“

„Das da ist keine Täuschung“, entgegnete der Mensch ärgerlich. „Ich habe Millionen – *Millionen!*“

„Und warum lebst Du dann hier so dürftig? Wenn Du Dich aufraffen würdest, um Dich an irgendeiner Arbeit zu beteiligen, könntest Du es viel besser haben, und es blieben Dir immer noch genug Mußestunden für Dein Hobby mit den eingebildeten Millionen.“

„Warum sollte ich arbeiten“, fragte der Mann entrüstet. „Bin ich nicht reicher als Rockefeller und Ford – bin ich nicht der größte von allen diesen Finanzkönigen?“

„Du vergißt, daß ich Deine Vergangenheit kenne! Ich muß einmal ganz offen mit Dir reden: Du warst ein einfacher Buchhalter, der seine kleinen Ersparnisse über alles liebte und seine Familie Not leiden ließ, bloß um Dein Vermögen zu vergrößern. Und, mein Freund, ich weiß auch, daß Du sogar vor Unterschlagungen nicht zurückgeschreckt bist! Und welchen Vorteil hast Du davon gehabt – sowohl früher in Deinem irdischen Leben als auch hier in dieser Existenz? Jetzt bist Du das Zerrbild eines höchst überflüssigen Wesens – nur noch fähig, stumpfsinnig dazuhocken und schmutzige Papierbündel an Dein Herz zu drücken.“

Lionels Stimme war unwillkürlich strenger geworden. Der Geizhals erwachte für einen Augenblick zur Wirklichkeit und sank zerknirscht in seinen Stuhl zurück.

„O bitte, sagen Sie es den andern nicht“, bettelte er. „Sie glauben doch alle, daß ich reich sei! Sie nennen mich sogar einen ‚Krösus‘!“

„Kommst Du gar nicht auf den Gedanken, daß sie Dich vielleicht auslachen?“

„Das würden sie nicht wagen!“ schrie der Mann, in seinen Wahn zurückfallend. „Sie wissen alle, daß ich reicher bin als Ford!“

Lionel lächelte mitleidig und wandte sich zur Tür.

„Leb wohl“, sagte er abschließend. „Vorläufig mußt Du wohl noch so bleiben, wie Du bist. Aber versuche wenigstens, daran zu denken, was ich Dir gesagt habe: Um Deiner selbst willen solltest Du Dich aufraffen, etwas Nützliches zu tun; denn Trägheit läßt Deine törichten Einbildungen immer weiterwuchern. Aber ich muß Dich warnen: wenn Du versuchen solltest, Deine Nachbarn zu schädigen und anfängst zu stehlen – und das wird sicherlich so kommen, wenn Du Dich nicht in Zucht nehmen kannst – dann mußt Du eingesperrt werden! Dann wird Dir Deine Nahrung solange entzogen, bis Du Dich dazu zwingst, redlich zu arbeiten. Denke immer daran!“

An der Tür sah Lionel noch einmal zurück. Der Geizhals liebte seine schmutzigen Bündel und hatte gar nicht zugehört.

Auf sein Klopfen an einer anderen Türe bekam Lionel keine Antwort. Er öffnete und trat ein in die verwahrloste Hütte.

Am gegenüberliegenden Ende des Raumes saß ein ausgemergelter Mann auf einer Estrade aus rohem Holz auf der Imitation eines Throns. Um die Schultern hatte er sich eine Art Hermelinmantel drapiert, auf seinem Kopf schwankte, als er sich aufrichtete, eine Krone aus Flittergold. Er schien geschlafen zu haben, fragte aber gleich mit scharfer Stimme:

„Wer hat die Unverschämtheit, unangemeldet hier hereinzukommen?“ Dann, in gemäßigtem Ton: „Aha – Sie sind es.“

Lionel paßte sich an und erkundigte sich höflich:

„Wie geht es Ihnen heute?“

„Mir ist kalt!“ war die ärgerliche Antwort. „Warum muß der Herr der Welt frieren, wie ein simpler Bauer?“

„Ich will Sie nur wieder daran erinnern, daß Sie weniger zu leiden hätten, wenn Sie sich zu irgendeinem Dienst verstehen würden!“

„Absurde Idee! Sie wissen doch ganz genau, daß ich mich nie herablassen würde, jemals einen Handschlag zu tun. Von Rechts wegen müßte die ganze Welt *mir* dienen!“

„Geben Sie lieber Ihre albernen Ansprüche auf“, erwiderte Lionel trocken. „Ich kenne nämlich Ihr irdisches Leben: Sie waren ein ganz gewöhnlicher kleiner Streber, der gern ein großer Mann sein wollte. Sie platzten vor Neid auf andere und haben Ihr Leben lang versucht, sich nach ‚oben‘ durchzuschwindeln und zu -schmeicheln. Aber zuletzt hat Ihr Ehrgeiz Sie nur hierher gebracht...“

Aber der Mann hörte gar nicht hin; seine hysterische Stimme spann seine verborgenen Sehnsüchte weiter:

„Manchmal bin ich ein Zar, und alle müssen auf dem Bauch vor mir kriechen. Manchmal bin ich der Papst und lasse mir den Fuß küssen. Am liebsten aber bin ich der Präsident der Vereinigten Staaten. Dann ‚entspanne‘ ich mich aus politischen Gründen und lasse mich herab, den Leuten auf die Schulter zu klopfen und ihnen die Hände zu schütteln – ein herrlicher Spaß!“

„Ich kann Ihnen nur immer wieder raten, sich nicht noch mehr in Ihren Wahn hineinzusteigern – es gibt sonst ein schlimmes Erwachen. Auch hier in dieser Region geistiger Verwüstung wird *Ordnung* gefordert. Nichtstun und Narrheit aber sind gegen jegliche Ordnung.“

„Ach, predigen Sie nicht! Mir geht’s ja ganz gut.“

Lionel hatte sich schon zur Tür gewandt, da rief der Mann ihm noch nach: „Aber sagen Sie den Leuten: ich will’s wärmer haben!“

Aus der benachbarten Hütte drang übler Lärm. Gelendes Gelächter einiger Frauenstimmen und Flüche rau-

fender Männer mischten sich mit dem Gepolter umhergestoßener Gegenstände. Lionel stieß die Tür weit auf und blieb auf der Schwelle stehen. Die Frau, deren Kreischen er draußen am lautesten gehört hatte, lehnte am Fenster. Als sie ihn erkannte, warnte sie durch einen lauten Zwischenruf die beiden miteinander ringenden Männer, die sich augenblicklich nach dem Besucher umwandten. Lionel erkannte die drei wieder: die zierliche Frauensperson war niemand anders als ‚Lady Chippy‘, welche auf Gibsons ‚Beichtparty‘ ihre Laufbahn heimlicher Liebschaften enthüllt hatte; die beiden Männer entpuppten sich als jener politische Schieber und ‚Bruder Foley‘, wie Gibson ihn titulierte hatte. Sein Gesicht war, wenn er sich unbeobachtet glaubte, abstoßender denn je; aber sowie er den Besucher erkannte, versuchte er sogleich, sich einen gütigen, unschuldigen Ausdruck zu geben.

„Was bedeutet dieser Lärm hier?“ Lionels Stimme klang streng.

„O, nur ein kleiner Ringkampf unter Freunden!“ Bruder Foley lächelte gewinnend. „Ich hab mit diesem Freund gewettet, daß ich ihn unterkriege und war gerade dabei, den Einsatz zu gewinnen.“

Er sprach zungenfertig, aber seine Augen wurden unter Lionels forschendem Blick unstill.

„Du hast Deine alten Gewohnheiten offensichtlich noch nicht ablegen können. Das wird Dir Schlimmes einbringen – das weißt Du doch, nicht wahr?“

Bruder Foley zuckte bei diesen unheilverkündenden Worten zusammen. Es gelang ihm aber dennoch, ein Lächeln beleidigter Unschuld hervorzuzaubern.

Lionel hatte sich indessen schon schroff dem andern zugewandt:

„Und was hast Du vorzubringen?“

Dessen Antwort kam ungetarnt und mürrisch:

„Ach, ich weiß ja, daß nichts von diesem frommen Quatsch bei Ihnen ziehen würde. So will ich's lieber geradezu sagen. Das war nämlich so: Ich bin der Meinung, daß ich ebenso viel Recht auf unsere wertige Freundin hier habe, wie sonst jemand. Aber dieser Kerl fordert sie als sein alleiniges Eigentum. Und da unternahm ich es eben, ihn darüber aufzuklären.“

Bruder Foley sah tief bekümmert aus, als er protestierte:

„Glauben Sie seinen Lügen nicht! Er hat ein Vorurteil gegen mich! Ich hab in meinem ganzen Leben noch nie was Unrechtes getan – fragen Sie alle meine Freunde! Und als ich dies Haus betrat, war ich unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Ich folgte lediglich einer Einladung zu einer netten kleinen Teeparty.“

Angeekelt drehte Lionel dem Mann den Rücken zu und sah die ‚Dame‘ an: „Und was ist Deine Version?“

Lady Chippy zog einen Schmolmund und zögerte. Aber ihre aufsässigen Gedanken standen ihr auf der Stirn geschrieben, und Lionel konnte sie mühelos ablesen: Kann man denn nirgends diesem tyrannischen Polizisten entgehen, der andauernd daherkommt und diesen faden Tugendquatsch verzapft? Schließlich sagte sie laut und mit niedergeschlagenen Augen:

„Ich kann nichts dafür. Man kann *mir* doch nicht die Schuld zuschieben, wenn die Männer hinter mir herlaufen und sich um mich raufen!“ Und dann, sich eigensinnig hin und herwindend: „Eine Frau muß eben ein bißchen Amusement haben...“

„Bitte, das kann sie haben – sogar hier! Aber da gibt es Grenzen, wie Du ganz genau weißt!“

„Ja, das hat man mir gesagt – aber für mich ist's eine ganz hoffnungslose Sache damit!“

„Eben – Du hast Dich nicht daran gehalten. *Ein* Mann für eine Frau, *eine* Frau für einen Mann – auch hier gilt dies Gesetz.“

„Aber das ist mir viel zu langweilig, so ganz ohne Aufregung, ganz ohne – ohne Würze!“

„Nun, Du bist wenigstens offen. Aber hüte Dich! Die Strafen sind schmerzhaft. Sollen Deine Augen wieder einmal geöffnet werden, um in den Spiegel des grauen Waldes zu blicken? Willst Du den Schrecken dort wiederbegegnen?“

Sie fuhr mit einem Schrei zurück und sah zum ersten Mal in seine durchdringenden Augen.

„O, nur *das* nicht!“ jammerte sie; „lieber will ich sterben!“

„Niemand kann sterben – jede Menschenseele, auch die verirrteste, ist eine unsterbliche Gottesgabe – weißt Du daß immer noch nicht?“

„Ach bitte – ich will’s ja versuchen! Ich verspreche es!“

Sanft und eindringlich kam die Mahnung:

„Also gut, versuche es täglich, stündlich – noch hast Du die Kraft dazu, wenn Du nur willst. Tu Dein Äußerstes, und mache Dir immer wieder klar: wer den Versuchungen nachgibt, kommt letzten Endes nicht auf seine Kosten.“

Als er sich zum Gehen wandte, sprach er sein letztes Wort fast wie zu sich selbst:

„Ich wurde oft gefragt, warum die Menschen, die freiwillig in ihr Verderben rennen, nicht durch göttlichen Machtspruch in einer besseren Umgebung im Verein mit reineren Seelen zu einem nützlichen, glücklicheren Leben gebracht werden... Ich will es Euch sagen: eine aufgezwungene Existenz würde für sie unerträglich sein und somit des eigentlichen Lebens beraubt werden. Es ist barmherziger, sie in Freiheit ihren angemessenen Ort selbst wählen zu lassen. Aber auch der niedrigsten Stufe muß noch eine gewisse Ordnung herrschen... Denkt also in

Eurem eigensten Interesse immer daran, die gesetzten Schranken nicht zu überschreiten! Lebt wohl – ich wünsche Euch Kraft zum Guten!“

Er umfing die Drei noch einmal mit einem langen Blick und verließ dann rasch den Raum.

Sie hatten ihm unterwürfig schweigend zugehört. Aber Lionel war noch nicht außer Hörweite, da vernahm er bereits wieder in einem wüsten Gelächter den schrillen Diskant der Frau und die heiseren Flüche der Männer.

XVIII. KAPITEL

LIONEL KEHRTE DEN ARMSELIGEN BEHAUSUNGEN UND morastigen Wegen den Rücken und betrat den grauen Wald. Hier wurde die Szene noch trostloser. Bäume und Büsche starben unter den Umschlingungen geiler Parasiten. Dick wie Taue, mit grauen Blättern schuppig bedeckt, erdrosselten sie die Stämme und zerquetschten den jungen Nachwuchs. Aus bleifarbenen Blüten unsichtbares Gift aushauchend, töteten sie alles, was sie berührten. Wohin man auch blickte: überall griff Gier und Fäulnis nach normaler, lebendiger Vegetation.

Und neben dem Tod schlich die Angst durch die Lücken des grauen Waldes. Lionel wußte, was ‚Lady Chippy‘ gesehen und erlebt hatte, als man sie hierher geführt und sie sich in dem Gewirr dieser grauenhaften Wildnis verirrt hatte. Undeutlich sah sie die Umrisse fürchterlicher Bestien, die sich unter dem gespenstischen Knacken trockenen Geästes von ihrem Lager erhoben; abscheuliche gefleckte Schlangen waren an ihr vorbeigekrochen und hatten ihr aus erhobenem Rachen giftigen Atem entgegengesetzt; schmutzige Nachtvögel flatterten durch die abgestorbenen Wipfel und stießen unaufhörlich grausige Schreie aus. Und während ihr Entsetzen wuchs, schien Leben in die Schlinggewächse zu kommen – sie lösten sich von den Bäumen und Büschen und schienen ihren fliehenden Füßen zu folgen. Wandte sie sich in rasendem Lauf in eine andere Richtung, erhoben sich riesenhafte, formlose Ungeheuer, um sich mit unmenschlichem Gelächter an der Jagd zu beteiligen – bis sie schließlich in ein unbarmherziges Dornestrüpp stolperte, aus dem sie sich nur nach qual-

voller Anstrengung befreien konnte. So war sie weiter und weiter geflohen, stundenlang, wie es ihr schien – bis so etwas wie Reue in ihren Gedanken bereit war, die Gesetze anzuerkennen, die sie verlacht und mißachtet hatte. Erst dann war sie fähig gewesen, der grauenvollen Meute zu entrinnen und ins Freie zu entkommen.

Voller Trauer dachte Lionel daran, wie rasch sie alles wieder vergessen hatte, als er diesen Schauplatz tödlicher Schrecken durchschritt. Aber für ihn, der reinen Herzens war, existierten sie nicht. Er wußte nur, daß es sie gab: nicht reale Wirklichkeit, sondern subjektive Widerspiegelungen niedriger menschlicher Begierden, sichtbar jenen Geschöpfen, deren Augen vorübergehend geöffnet werden mußten, um im Spiegel dieses Waldes ihre eigenen Lüste in Bildern und Gestalten zu erkennen. Und in ihrem Entsetzen bei ihrer verzweifelten Flucht wußten sie nicht, daß sie vor sich selber flohen.

Die Mauern des grauen Waldes umschlossen einen innersten Bereich, den eine noch tiefer gesunkene Menschheit bewohnte; aber die ständig drohenden abscheulichen Spiegelungen in diesem Dickicht bewirkten, daß diese Barriere selten überschritten wurde. Lionel hatte dieses abgeordnete Gebiet bald erreicht: vor ihm lag nun eine Tal-senke, bewachsen mit giftigen Kräutern und anderen schädlichen Pflanzen. Aus sumpfigen Teichen stiegen faulige Dünste auf. In einiger Entfernung standen elende Hütten um eine Plattform aus rohen Brettern gruppiert, auf der Männer und Frauen in schmutzigen, zerfetzten Gewändern zum Schlag eines aufreizenden Tam-Tam und hartem Stöckerrasseln tanzten. Ihre ungezügelte, hysterische Lustigkeit – satyrartig in der Gemeinheit ihrer Bewegungen – wurde wie durch einen elektrischen Schlag unterbrochen, als sie den gefürchteten und verhaßten Ankömmling bemerkten. Der Tanz wurde plötzlich gemäßiger, aber die

Tänzer machten entsprechend gelangweilte Gesichter, sie schrien und lachten nicht mehr.

Jedoch etwas Schlimmeres zog jetzt Lionels Aufmerksamkeit auf sich: ein rasender Mann jagte mit erhobener Waffe einen anderen um die brodelnden Pfuhe; der verzweifelt Flüchtende schrie ab und zu um Hilfe, wenn sich der Verfolger ihm mit triumphierendem Geheul näherte.

„Das ist doch die reinste Mördergrube!“ seufzte Lionel angewidert und beobachtete weiter, wie der Flüchtende dem grauen Walde zustürzte. Mit hervorquellenden Augen prallte er zurück – ein riesiger Schlangenkopf zischte ihm mit aufgerissenem Rachen entgegen. Schreiend sprang er zurück und wandte sich unter Aufbietung seiner letzten Kräfte Lionel zu, um völlig außer Atem zu dessen Füßen niederzusinken.

Der Verfolger sprang vor, um zuzustoßen, aber der Wächter hob nur die Hand – und der andere hielt wie gelähmt inne.

„Du! Immer Du!“ schrie Ralph Gibson und fuchtelte in ohnmächtiger Wut mit seiner Waffe, die einem enorm langen stählernen Papiermesser glich.

„Nun ist's genug“, sagte Lionel und sah auf den jungen Raubmörder hinunter, der auf jener ‚Beichtparty‘ mit seinen Gewalttaten geprahlt hatte.

Gibson schrie außer sich: „Ohne Dich hätte ich jetzt das Messer in dieses feige Herz stoßen können!“ Er funkelte Lionel haßerfüllt an.

„Hast Du denn immer noch nicht gelernt, daß Dir die *Ausführung* Deiner Mordgedanken immer versagt bleiben wird? Daß diese Waffe, mit der Du eine schuldlose Frau töten wolltest, zwar stets Deine Mordgelüste belebt, aber ohne daß es je zur Ausführung kommen könnte?“

„Nein! Nichts wird meinen Willen hemmen. Ich erkenne keine Grenzen an!“ schrie Gibson wütend.

„Das bildest Du Dir immer noch ein – aber stehst Du nicht eben wieder machtlos da? Merkst Du nicht, daß es Dir zwar erlaubt ist, diesen Burschen zu quälen, aber nur, weil er auch ein Mörder ist! Doch sei ganz sicher: Du wirst auch gequält werden und zur Unterwerfung gezwungen. Deine Genossen hier müssen ja auch vor Dir geschützt werden.“

Der junge Bandit hatte sich inzwischen ein wenig erholt und kroch, vorsichtig um sich blickend, zwischen den harten, staubigen Gräsern fort, indem er die Richtung des Tanzbodens einschlug.

Gibson bemerkte es nicht; er war ganz in seine Prahlerei verstrickt:

„Ich fürchte niemanden, weder Euren angeblichen Gott noch einen leibhaftigen Teufel! Drohungen amüsieren mich nur.“

„Du wirst Dir Deiner eigenen Sicherheit wegen einige Beschränkungen auferlegen müssen – selbst in dieser trostlosen Gegend.“

„Unsinn! Was heißt hier trostlos?!“ unterbrach ihn Gibson, auf die grauenvolle Umgebungweisend. „Ich finde die Gegend hier großartig – ganz unvergleichlich, und ganz nach meinem Geschmack.“

„Freu Dich, daß Du sie so sehen darfst, aber ich möchte Dir doch raten: dämpfe vorsichtshalber Deine bösen Leidenschaften...“

„Böse! Immer wieder höre ich: böse! Was ist das? Ein Nichts! Eine blöde Theorie, eine listige Erfindung, um freie Männer zu Sklaven zu machen... Baut nur Barrieren auf, soviel Ihr wollt, bindet freien Menschen die Hände – ihre Leidenschaften werden dennoch triumphieren!“

„Ja, in gewisser Hinsicht stimmt das schon – aber das böse Gemüt wird dann von Wut über seine eigene Unfähigkeit zernagt und also doch die Beute seiner sogenannten Freiheit! Drum nimm lieber meinen Rat an und be-

zähme Dich. Du ersparst Dir damit viel Unannehmlichkeiten!“

Gibson hörte kaum hin. Er spielte zerstreut mit dem großen Messer und schien anderen Gedanken nachzuhängen.

„Wenn ich Deine Hypnotisierungskraft erlangen könnte“, sagte er mit veränderter Stimme, würde mich nichts mehr aufhalten... Sag mir doch, wie ich dazu komme!“

„Du wirst diese Kraft, die Du als Hypnose bezeichnest, nie erlangen, weil Du ihre göttliche Quelle leugnest. Du zerstörst ja die letzten Überreste der Anerkennung Gottes in Dir selbst...“

„Ich stelle eine einfache Frage, und Du verabreichst mir einen Mundvoll sinnlosen Geschwätzes. Warum können wir hier nicht unter uns, wo uns niemand zuhört, vernünftig reden?“

Lionel seufzte und schwieg. Gibsons fahrige Unaufmerksamkeit wandte sich wieder dem Messer in seiner Hand zu.

„Na, sei's wie's will. Nichts wird mich mehr hindern, dieses Messer dem, der mich beleidigt, ins Herz zu stoßen. Ich konnte es nur nicht an jener Frau ausprobieren, weil...“

„Ja, ich weiß, an Anita, die Du trotzdem getötet hast.“

„Nein, eben nicht! Irgendwie muß es mir mißlungen sein – ich sah sie doch nachher wieder.“

„Im anderen Leben, an das Du nicht glauben willst.“

Gibson grübelte zerstreut nach und fragte dann:

„Wo ist sie eigentlich jetzt?“

„In einer Vorbereitungsschule für das Leben im Himmel. Sie wird mit jedem Tag würdiger und schöner... Aber Du wirst sie nie wiedersehen – wenn Du nicht versuchst, ein ganz neuer Mensch zu werden.“

Gibson schüttelte sich vor Lachen:

„Sie war mir früher einmal ganz nützlich, aber ich glaube kaum, daß sie einen *solchen* Preis wert wäre!“

Lionel sah wieder ganz klar: wenn dieser Mensch durch ein „Wunder“ geändert würde, wäre er nicht mehr er selbst – und deshalb dürfen solche Wunder nicht geschehen. Aber selbst, während er dies überlegte, betrachtete er den Mann ohne Übelwollen und blieb gleichmäßig höflich.“

„Sag mir doch wenigstens“, schmeichelte jetzt Gibson neugierig, „wie macht es Deine Gesellschaft nur möglich, die Menge so in den Griff zu bekommen?“

Der Wächter sah ihn lächelnd an und zitierte langsam und leise:

„Wer *überwindet*, dem will ich zu essen geben vom Baum des Lebens...“

„Ach, ich seh schon, Du willst es mir nicht verraten!“

„Ich habe es Dir eben in den schönsten Worten gesagt – höre auch diese: Ich stehe vor der Tür und klopfe an; wenn jemand meine Stimme hört und die Tür auf tut, zu dem gehe ich ein...“

Gibson unterbrach ihn mit lautem Protest:

„Immer wieder dies dumme Zeug! Du willst mir mit diesem mystischen Unsinn bloß ausweichen.“

„Also dann in Ausdrücken, die Dir besser geläufig sind: Die Gabe dieser Macht wird denen gegeben, die das Böse hassen und fliehen – und das Gute lieben und erstreben. Dadurch wird jeder offen für den Einfluß des göttlichen Geistes.“

Gibson lachte grob:

„Du denkst wohl, daß Du mir diesen Hokuspokus allmählich beibringen kannst. Ich mag ein hundertfacher Narr sein, aber um *das zu* glauben, hab ich denn doch noch zu viel Verstand. Selbst wenn ich dies himmlische Belohnungsmärchen schlucken könnte – es wäre unverdaulich! Da muß man ja einen ewigen, ungeheuren Minderwertigkeitskomplex kultivieren und auf allen Vieren vor einer

verherrlichten Tyrannei im Staub kriechen – nein, nicht für mich! Nichts für *mich!*“

„Bei Deiner Intelligenz *könntest* Du es verstehen. Aber Du hast Dir vorgenommen, es nicht zu tun.“

„Ach was, Du weißt doch selber ganz genau, daß das alles nur betrügerische Vorspiegelung ist – und Dein Gott ein großer Schwindel...“

Lionel fuhr unvermittelt zurück, als sei er plötzlich mit Dreck bespritzt worden. Gibson brüllte vor Vergnügen, als er Lionels Entsetzen sah. So bemerkte er den riesigen Mann nicht, der sich durch die hohen trockenen Pflanzen herangeschlichen hatte und nun aufsprang. In seinen langen Gorillaarmen schwang er eine Keule und stürzte sich mit heiserem Geschrei auf Gibson.

Dessen höhnisches Gelächter erstarb mit einem Schlag; seine arrogante Haltung fiel völlig zusammen. Er sprang geistesgegenwärtig aus dem Bereich des niedersauenden Knüppels, sah wild um sich und floh mit einem Schrei ganz gemeiner Angst. Hilfesuchend rannte er zunächst auf den Tanzboden zu – aber die trübseligen Tänzer beachtetten ihn überhaupt nicht. Als der bestialische Verfolger seinen Weg blockierte, schlug er wie ein gehetzter Hase einen Haken und rannte auf die Sümpfe zu.

Der heiße Atem des affenartigen Mannes schien schon seinen Nacken zu streifen – es war zu spät, die tückischen Tiefen zu umkreisen, und so stürzte sich der Verzweifelte hinein. Jetzt mußte er selber erleben, was er demjenigen Banditen angetan hatte. Sein Verfolger schien festen Grund unter die Füße zu bekommen – jeden Augenblick konnte der riesige Knüppel ihn in der schlammigen Tiefe zerschmettern.

Schließlich arbeitete er sich unter Aufbietung der letzten Kräfte heraus und schien sogar die Schrecken des grauen Waldes riskieren zu wollen. Zur Rechten erhoben sich nun zischende Ungeheuer aus dem toten Buschwerk,

zur Linken drohte der Knüppel des ungeschlachten Riesen – da wandte er sich keuchend wieder den Sümpfen zu – die Keule sauste nieder und erstickte ihn fast in dem aufgewühlten Schlamm. Fast war er entschlossen, diese grausame Zerreißprobe aufzugeben und sich im saugenden Schlick versinken zu lassen, doch unwillkürlich kämpfte er weiter und fand sich schließlich halb ohnmächtig zu Lionels Füßen. Ein nie gekanntes Geborgenheitsgefühl erfüllte ihn plötzlich.

„Fürchte für dieses Mal nichts weiter“. Sein Ohr empfand die sanften Worte wie die Lippen eines Verdurstenden den Trunk frischen Wassers.

Nur durch die erhobene Hand gehemmt, schien sich der riesige Verfolger zum ersten Mal der Gegenwart des Wächters bewußt zu werden. Bei seinem Anblick wandte er sich ruckartig um und raste in wahnsinniger Hast dem grauen Walde zu, wo er, von drohenden Ungeheuern verfolgt, blindlings weiterhastete. Seine heiseren Schreie verloren sich in der Ferne.

Gibson legte seinen Kopf erschöpft auf die Erde; sein ganzer Körper zitterte noch, als er endlich wieder normal atmen konnte, und er stotterte mühsam:

„Ich wußte doch nicht, daß der große Bill ausbrechen könnte und so wild herumrasen würde... Ich gab ihm einmal einen Fußtritt, als er im Grase lag und schlief... Wahrscheinlich hat er mich vorhin dauernd belauert. Das ist vielleicht ein heiliger Schrecken, wenn der losgelassen ist...“

Nach einer Weile sprang Gibson abrupt wieder auf die Beine, völlig der alte, und als wenn er alles vergessen hätte, was geschehen war, sagte er kurz in frechem Ton, in die Richtung des Tanzbodensweisend:

„Ah – sieh da! Da ist ja die Frau, die ich mir wünsche!“

Er lief einige Schritte vorwärts, noch etwas schwankend, aber seine Selbstsicherheit war wiederhergestellt. Er schien es gar nicht zu merken, daß sein Gesicht und seine

Kleidung mit dem ekelhaften Schlamm bespritzt waren und widerlich stanken.

„Welche Frau?“ fragte Lionel.

„Na Helen, die erste Frau dieses Narren Wallace, die dann mit so einem Künstlerburschen durchbrannte. Sie ist *die* Frau für mich, und ich bin *der* Mann für sie – das seh ich doch an ihren Augen!“

„Nun, wenn sie es auch wünscht und sie wirklich zu Dir paßt, wird es wohl auch erlaubt werden. Aber ich bezweifle es.“

Gibson lächelte in gieriger Erwartung:

„Der kleine Teufel braucht Aufregung“, meinte er. „Die wird sie freilich bei mir kriegen. Wir werden hier wie König und Königin herrschen – selbst wenn ich mit dem starken Bill Frieden halten muß.“

Und dann fügte er wie in einem Gedankenblitz, zur Wirklichkeit erwachend, hinzu:

„Immerhin, wie’s in einem Sprichwort heißt: ‚Herrschen ist eine feine Sache, wenn auch nur über eine Herde Vieh‘...“

Jäh wandte er sich um und rannte zum Tanzboden, wo sich die gelangweilten Männer und Frauen immer noch mehr oder weniger anständig zu der aufreizenden Musik im Tanz bewegten.

„He – was ist denn mit Euch jämmerlichen Rollern los? übt ihr etwa einen kultischen Tanz ein für den Jüngsten Tag? Jetzt aber ein bißchen mehr Pfeffer dazu: Kopf an Kopf, Brust an Brust, Leib an Leib...!“

Von dem glänzenden, violetten Stern, der über dem grauen Wald aufging, blickte Lionel der Wächter voller Mitleid auf die Verlorenen dort unten hinab. Ein stilles Gebet stieg aus seinem Herzen, daß sie doch wenigstens einen gewissen Grad von Frieden finden möchten in der Unterdrückung ihrer irgeleiteten Leidenschaften – wenn auch nur aus Selbsterhaltungstrieb und um vor dem noch

schlimmeren Abgrund bewahrt zu bleiben, der jetzt unter ihnen gähnte.

Zuerst sah er nur eine schwarze Wolkendecke, durchzuckt von fahlen Blitzen und rötlichen Vulkanausbrüchen – Höllenfeuer als Abbild der inneren Brände ihrer bösen Lüste. Dann konnte er durch die Lücken in den rauchigen Vorhängen bleifarbene schwammige Pilze erkennen, die aus einem fauligen Kotsee hervorwucherten. Myriaden ekler Schlangen krochen dort umher und rangen verknäuelte miteinander. Er wußte, daß er in symbolischer Vision den wirklichen geistigen Zustand unzähliger menschlicher Wesen sah, die in ihrer eigenen Einbildung hier Schönheit, Reichtum und Ruhm erblickten. Er wußte auch, daß diese trügerischen Phantasien – für den Augenblick tief befriedigend – nie lange andauerten. Es kamen dann Perioden, in denen wahres Licht in die verzerrten Gemüter drang. Dann wurden sie von Zweifeln und Unsicherheit gequält und versuchten den scheinbaren Flammen zu entfliehen und sich von den Schlangen zu befreien, die sich um ihre Füße wanden; sie erschrakten über ihre aussätzigen Hände und machten vergebliche Versuche, sie reinzuwaschen – und wußten nicht, daß alles nur die entsprechenden Bilder ihrer unreinen Neigungen, ihrer heftigen Leidenschaften und schmutzigen Liebeshändel waren.

Lionel erinnerte sich mit einer gewissen Dankbarkeit daran, daß ja für diese Verkehrten die Höllenschlünde schön erschienen, daß sie die ekelhaften Dünste wie Blumenduft einatmeten und daß sie diese häßlichen Behausungen selbst gewählt hatten – als angenehm übereinstimmend mit den Strömungen ihres eigenen Wesens.

XIX. KAPITEL

Sylvia und Philip Wallace hatten sich wiedergetroffen und wanderten auf einer Straße, die durch eine erwachende Frühlingslandschaft zu fernen Höhen hinführte. Junges Grün sproß überall hervor; die saftigen Wiesen lagen wie ein buntbestickter Teppich im Talgrunde; längst geliebte und unbekannte Bäume und Blumen säumten das helle Band des sanft ansteigenden Weges. Die beiden Wanderer freuten sich an dem leuchtenden Farbenspiel dieser weit ausgebreiteten Herrlichkeit und atmeten beglückt die reine und angenehm duftende Atmosphäre ein. Über dem Land wölbte sich der blaue Himmel; weiße Wölkchen schwebten darüber hin, schoben sich bisweilen vor die Sonne und ließen sie ahnungsvoll hindurchschimmern. Klare Bäche und Teiche spiegelten den Himmel wider – an ihren Rändern weideten Herden, umsprungen von wachsamem, munterem Hunden. Auf fernen Wegen strebten einzelne Wanderer oder kleine Gruppen den Höhen zu, die den Horizont begrenzten. Hübsche kleine Häuser und größere Siedlungen schienen von Menschen bewohnt zu sein, die Ordnung und Schönheit sinnvoll zu verbinden wußten.

Die beiden näherten sich jetzt einem größeren Komplex von Gebäuden, der von reger Tätigkeit durchpulst schien. Auf dem Innenhof waren junge Mädchen mit allerlei Arbeit beschäftigt; in kleinen Gartenanlagen saßen sie in Gruppen singend mit einer Näherei in den Händen; andere arbeiteten an den frisch angelegten Beeten.

Als die beiden an einem dieser Gärten vorüberkamen, sahen sie durch die Zweige des umgrenzenden lockeren

Gebüschs eine junge Frau damit beschäftigt, Unkraut auszu jäten, das sich hier und da zwischen die neu aufgegan gene Saat gezwängt hatte. Sie blickte unwillkürlich auf, als sie Schritte hörte – zarte Röte stieg in das reizende Gesicht, und mit einem leisen Ausruf lief sie rasch auf den blühen den Strauch zu, hinter dem Sylvia und Philip aufgetaucht waren.

„Anita!“ rief Sylvia überrascht und streckte beide Hände über die Zweige. „Wie schön, Sie hier wiederzuse hen! Und wie haben Sie sich verändert! Nicht wahr?“ wandte sie sich an Philip Wallace, der sein glückliches Er staunen ebenfalls nicht verbergen konnte. Er reichte ihr ebenfalls die Hände hinüber und forschte eindringlich in ihren Zügen, in denen sich ein lebhaftes Temperament und eine gewisse neue Würde seltsam reizvoll mischten. Die beiden Mädchen führten ein lebhaftes Gespräch – Sylvia hatte viele Fragen, die Anita bereitwillig beantwortete. Sie erzählte, wie hier ihr Tag mit nützlicher Tätigkeit ausgefüllt sei. Wie sie selbst, hätte jedes Mädchen ein Stück Garten land zur Pflege, damit sie daran die entsprechende Pflege und Entfaltung des eigenen Wesens lerne – vom Säen aus erlesenen Samens bis zum Ausraufen des hartnäckigen Un krauts.

„Das ist eine große Hilfe beim Kampf gegen alte, immer wieder erwachende unnütze Triebe“, beteuerte sie. „Aber es gibt dann auch herrliche Belohnungen: Die Blu men blühen dann besonders leuchtend, ihr Duft wird immer intensiver und lockt die wunderbarsten Schmetter linge an... Abends üben wir neue Lieder ein – ach, und manchmal darf ich allein nach einer unbeschreiblich schö nen Musik vortanzen. Ich bin sehr glücklich hier...“ setzte sie nach einer Pause leise hinzu.

„Das sieht man“, bekräftigte Philip Wallace warm und umfaßte zum Abschied noch einmal herzlich ihre Hände.

Sylvia beugte sich hinüber, küßte sie liebevoll auf beide Wangen und flüsterte ihr ins Ohr:

„Schwesterchen!“ Dann folgte sie Wallace, der schon vorangegangen war.

Sie winkten noch einmal und bogen dann in einen schmalen Waldpfad ein, der sie immer höher führte. Nach einer Weile sagte Sylvia:

„Ich kann gar nicht sagen, wie glücklich mich dieses Wiedersehen gemacht hat! Zu sehen, wie ein Menschenkind sich vervollkommnet bei richtiger Ausbildung seiner Anlagen, wie diese reizende Anita!“

Sie stockte, als sie Wallace ansah. Ein schwermütiger Ausdruck war in seine braunen Augen getreten, und er spann ihre Gedanken weiter:

„Ja, in diesem reizenden Wesen liegt *wirklich* verborgen, was ich immer in Helen hineingeheimnist hatte. Jetzt wird es offenbar – und“ er zögerte etwas, „ihr Anblick macht einen wieder richtig jung...“

Sylvia blickte ihn an und schaute dann lächelnd auf die vielfarbigen Blumen am Wegrand, als sie wie nebenher bemerkte:

„Wer weiß – vielleicht begegnen wir ihr wieder einmal...“

Sie stiegen den Pfad zwischen kleinen Tannen, die mit ihren hellgrünen frischen Trieben so heiter aussahen, weiter hinan. Sylvia hatte es nicht lassen können, einen kleinen Strauß der immer schöner werdenden Blumen zu pflücken und machte ihren nachdenklichen Begleiter stets von neuem auf die zahlreichen kleinen bunten Vögel aufmerksam, die in den Zweigen herumschwirrten und den Wald mit ihren Stimmen belebten.

Auf einer Lichtung hielten sie an; bei der Wegkreuzung stand eine Bank aus weißem Birkenholz. Sie ließen sich darauf nieder und genossen die unendliche Fernsicht, die sich vor ihnen ausbreitete. Über einem klaren

kleinen Waldsee, in dem sich der Himmel wie in einem Auge spiegelte, spielten glänzende Schmetterlinge, ab und zu sprangen glitzernde Fische aus dem Wasser und fielen wieder zurück, harmonisch ausschwingende Wellenringe hinterlassend. Schweigend sahen sie dem schwebenden Flug eines Adlers zu, der seine Spiralen immer höher in den Himmel zog. Eine ahnungsvolle, wohlige Wärme durchströmte sie, und sie hatten das beseligende Empfinden, selbst ein Teil dieser ganzen friedvollen Atmosphäre zu sein. Hatten sie je eine ähnliche Heiterkeit erlebt? Sie sprachen nicht darüber – aber Wallace schien es, als hätte er Sylvia noch nie so schön gesehen; und auch sie empfand im Stillen, daß er ihr jetzt viel jugendlicher vorkam und ihr immer besser gefiel – beide genossen das Glück einer stillen, stetigen Freundschaft, die in ihren Herzen wuchs.

Plötzlich stieß Sylvia ihren Begleiter an und flüsterte: „O, schau – wie wunderhübsch!“

Sie deutete auf einen großen flachen Stein neben der Bank. Eine zierliche weiße Schlange hatte sich auf der warmen Fläche zusammengerollt und sonnte sich. Ein goldig-glänzender Streifen zog sich über ihren Rücken, und ihre smaragdgrünen Augen sahen die beiden Wanderer mit kluger Neugier an. Keine Angriffslust, aber auch keine Scheu war ihr anzumerken – im Gegenteil, sie hielt ganz still, als ihr Wallace über den Kopf strich. Sylvia erzählte angeregt:

„Wie mich das an die Märchen meiner Kindheit erinnert! Da waren es oft so weiße Schlänglein, die in der Not eines Menschen Rat wußten, Arme zu verborgenen Schätzen führten oder heilende Kräuter auf böse Wunden legten...“

„Nun, die Schlange am Äskulapstab ist ja auf Erden ein Symbol der Heilkunde – und hier, um den Stein herum, diese grünen Blätter sind Heilkräuter! Einige habe ich auch bei meinen Versuchen verwendet – andere kenne ich noch

nicht... ach, es gibt so unendlich viel, was ich noch nicht kenne!“

Während er das leise vor sich hin sprach, war die kleine weiße Schlange langsam von dem Stein hinuntergeglitten und verschwand lautlos im weichen Grase.

Es war eine so beglückende Stimmung auf dieser stillen Lichtung, daß sie sich nicht trennen konnten. Sie schauten in die Ferne und unterhielten sich von Dingen, die sie bewegten. Wie früher einmal – wie lange war es schon her! – sprachen sie vom Fernsehen, dem wissenschaftlichen Wunder, wie es jetzt in der materiellen Welt verwirklicht worden war. Lionel hatte seinen Freund belehrt, daß es auf geistigen Lebensebenen schon immer existierte: hier war es möglich, nur durch den bewußten Wunsch, Freunde aus weiter Ferne herbeizurufen und mit ihnen zu sprechen.

„Hast Du es schon einmal versucht?“ fragte Sylvia. „Ich erinnere mich, daß wir schon einmal davon sprachen – aber Du wolltest noch warten damit, bis Du mehr Licht in vielen Fragen empfangen würdest.“

„Ja, ich hab’s versucht!“

„Und es ist Dir gelungen?“

„Vollkommen – ganz erstaunlich. Der alte Freund, den ich „anrief“ stand im selben Augenblick tatsächlich vor mir... Und Du . . hast Du denn keinen innigen Wunsch?“

Sylvias Augen füllten sich mit Tränen, während sie dem süßen Lied eines Vogels lauschte, der über ihnen im Wipfel des hohen Baumes hinter ihrer Bank saß.

„Es gibt nur *einen* Menschen, nach dem ich große Sehnsucht habe – und wer das ist, brauche ich wohl nicht zu sagen...“

„Wenn er die Grenze zwischen Geist und Materie noch nicht überschritten hat, kannst Du ihn natürlich nicht herbeirufen – aber wenn er schon auf unserer Seite ist, dann...“

„Ach, wenn ich ihn nur *sehen* könnte!“

Als dieser Schrei sich Sylvias Herzen entriß, trat ein junger Mann aus einem der Seitenpfade, die auf die Kreuzung zuliefen. In seiner Haltung lag Kraft, seine Wangen waren gerötet, aus seinen Augen strahlte männliches Feuer. Unwillkürlich dachte Philip Wallace, daß er noch nie eine derartige Erscheinung blühender Jugend in all ihrer Spannkraft gesehen hätte.

Sylvia stieß erschüttert den Namen „Wilbert!“ hervor – sie flog auf ihn zu, und als sie sich umfingen und einander küßten, verschleierten sich Philips Augen in selbstloser Mitfreude – er wandte sich ab von dieser Szene, die ihm heilig schien, und wanderte ein wenig den Weg hinunter, den sie gekommen waren.

Als er zurückkehrte, saßen die Liebenden auf der Bank, die Hände verschlungen, die Augen ineinander versunken.

„Ich kann es kaum glauben“, sagte Wilbert gerade, „daß Du mir wiedergegeben bist! Denn der Gedanke, daß Du mir für immer verloren warst, hat mich – da unten – erledigt... Als ich Deinen Namen auf der Liste der Opfer vom Untergang der ‚Atlanta‘ las...“

Sylvias strahlendes Gesicht umwölkte sich; mit schlechtem Gewissen erinnerte sie sich ihrer Ungläubigkeit; sie wandte sich um und rief Philip zu:

„Hörst Du – lieber Freund? Wilbert sagt, er wäre zusammengebrochen, als er meinen Namen unter den Opfern fand! Ich schäme mich so – Du versuchtest es mir so oft zu erklären, aber ich...“

Wallace lächelte herzlich, als er näher herankam und vor ihnen stehen blieb:

„Ich wollte es Dir nur andeuten – um Dich darauf vorzubereiten, daß wir in die Welt der Unsterblichkeit eingegangen waren. Ich vermutete es von Anfang an, aber zunächst war ich ja auch nicht vollkommen sicher. Du brauchst Dir deswegen jetzt keine Vorwürfe zu machen – es

war wirklich zu groß und wunderbar, um es sogleich zu erfassen.“

Wilbert hatte sich erhoben und sah Philip mit selbstverständlicher Freundschaft in die Augen, während Sylvia ihn vorstellte:

„Sieh, das ist der Mensch, den ich nach Dir am liebsten habe – ein lieber, lieber Freund. Ich bin sicher, daß er nur wenig unter dem Niveau jener Wesen steht, die man Engel nennt...“

Philip schüttelte lächelnd abwehrend den Kopf und ergriff herzlich Wilberts dargebotene Hand:

„Ihre liebe Sylvia scheint entschlossen, mich verlegen zu machen! Wir sind uns in all diesen wunderbaren und entscheidenden Erfahrungen eine gegenseitige Hilfe gewesen.“

Sylvia war die erste, die sich die momentane Lage ins Bewußtsein rief: „Ich bin gespannt“, sagte sie plötzlich, „ob wir unseren Weg zurückfinden werden... Es sieht alles so verändert aus.“

„Ich glaube nicht, daß wir umkehren sollten“, meinte Philip ernst. „Gehen wir ruhig weiter.“

Und als ob die Überzeugung in ihnen wuchs, daß der Weg ihrer Bestimmung *vor* ihnen läge, wanderten sie vorwärts. Wallace fuhr fort:

„Was auch unser Schicksal sein wird – wir freuen uns, ihm gemeinsam zu begegnen, nicht wahr?“ Und sich Wilbert zuwendend: „Unsere Freundschaft ist zwar neu – aber mir scheint, von dauerhafter Art.“

„Ja, es ist sonderbar“, war die eifrige Erwiderung, „ich habe die deutliche Empfindung, daß mir Dein Wohlergehen genau so am Herzen liegt, wie mein eigenes.“

„Mir geht es ebenso. Daß wir hier zusammentrafen, ist wie ein Versprechen gegenseitiger Übereinstimmung, die uns immer zusammenhalten wird. Wir drei sind in dem

festen Willen vereint, von aller Selbstsucht geläutert zu werden...“

Auf einer Anhöhe blieben sie plötzlich in atemlosen Entzücken stehen.

„Wie wunderbar!“ flüsterte Sylvia.

„Ob das mehr als nur eine Luftspiegelung ist?“ fragte Wilbert und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Das muß Wirklichkeit sein“ antwortete Philip leise und ehrfürchtig.

Sie erblickten eine grüne, gewellte Landschaft in unbeschreiblicher, blühender Pracht – und in einiger Entfernung darüber die goldig-weiße Silhouette einer turmreichen Stadt. Vom azurblauen Himmel schienen opalfarbene Lichtperlen herabzurieseln – die sanften Farben schimmerten und verflüchtigten sich abwechselnd, wie unter dem Hauch eines leichten Windes.

„Himmlisch!“ flüsterte Sylvia, erneut hingerissen.

„Ja, himmlisch ist das richtige Wort“, stimmte Philip ergriffen zu. Es scheint fast, als dürften wir das strahlende Lächeln Gottes sehen...“

„Ob dort der wirkliche Herzschlag einer Menschheit pulst, die der Vollkommenheit nahe ist?“

Wilbert sah Philip mit großen, glücklichen Augen an.

„Wir können wohl annehmen, daß in dieser strahlenden Stadt eine sehr hochentwickelte geistige Menschheit wohnt – vielleicht kann man sie sogar ‚Engel‘ nennen“, sagte Philip in so überzeugtem Ton, daß es Sylvia überraschte.

„Meinst Du – meinst Du den Himmel?“

„Ja, vielleicht eine der unzähligen himmlischen Gemeinschaften –“

Sylvia und Wilbert blickten einander ängstlich an und wandten sich dem älteren Freunde zu:

„Aber wie können wir erwarten – Wir sind doch lange noch nicht fähig...“

Philip lächelte ihnen liebevoll zu:

„Wenn wir *dächten*, daß wir schon so weit seien – so be-
weise das nur, daß wir es eben *nicht* sind! Wir fühlen uns
noch lange nicht würdig, aber es ist doch unser Herzens-
wunsch, hineinzuwachsen in die wahre Übereinstimmung
mit dem göttlichen Willen und *seinen* Zielen.“

Als ihre Augen sich wieder der wunderbaren Erschei-
nung zuwandten, schien die Leuchtkraft der strahlenden
Stadt zu verblassen, und allmählich verschwand sie hinter
einer perlfarbenen Wolke.

Sylvia stieß einen Ruf des Bedauerns aus, auch Wilbert
schien verwirrt und besorgt; nur Philip Wallace war nicht
beunruhigt.

„Es ist so, wie ich dachte“, sagte er begütigend, „wir
durften eine Vorerscheinung dessen sehen, was uns erwart-
et – und wir dürfen darauf hoffen. Aber wir haben noch
viel zu lernen: die Wahrheiten zu *leben*, die uns gelehrt wer-
den. Aber wir sind wohl schon im Grenzland – es ist kein
Zufall, daß wir gerade hier stehen – es muß wohl bedeuten,
daß wir nach diesem wunderbaren Erlebnis weiter vor-
wärts schreiten sollen.“

Als sie sich anschickten, weiterzuwandern, wies Syl-
via mit der Hand auf den vor ihnen liegenden Weg:

„Seht, da kommen Menschen auf uns zu!“

Sie blieben wieder stehen und beobachteten eine
Gruppe junger Leute, die sich ihnen eifrig und freu-
destrahlend näherten. Es waren etwa sieben junge Männer
und Mädchen, schön gestaltet und festlich gekleidet. Sie
schienen die drei Wanderer begrüßen zu wollen, als Sylvia
vorstürmte und dabei rief:

„Seht doch, der große junge Mann, der erste dort, der
ist...“

„Ja“, unterbrach Philip sie fröhlich, „den kenne ich, er
ist doch mein Freund, der Ordnungshüter...“

„*Ordnungshüter?*“ sagte Sylvia, beinahe ungeduldig,
„das ist ja...“

„Ja, es ist Lionel, der mein Freund wurde und von dem ich so viel gelernt habe...“

Als er das sagte, lächelte er Lionel zu, der lebhaft zurückwinkte.

„Das ist mein Bruder!“ Sylvia war außer sich vor Überraschung und Glück. „Ich habe ihn so lange nicht gesehen – seit ich ein Kind war – o, er erkennt mich auch!“ und während sie vorwärts eilte, rief sie zurück: „Es ist wirklich mein Bruder Lionel, der vor siebzehn Jahren gestorben ist...!“